

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 13.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M.

— Berlin, 1. Juli 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$  M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Versorgung.

Roman von F. von Kapff-Effenther.

I.

**S**tella Guttenberg wuschte Staub im Speisezimmer. Mama hielt das junge Mädchen streng und gewissenhaft zur Hausarbeit an, und eben jetzt, vor Ostern, war sehr viel im Hause zu thun.

Mama hatte die Rollen genau und gut vertheilt. Die älteste von den drei Töchtern, Gabriele, Jella genannt, war eine ausgesprochene Schönheit und wurde deshalb geschont; angeblich war sie zu „zart“ für irgend welche anstrengende Thätigkeit. Ella, die zweite, hatte in der Schule gute Begabung gezeigt; sie sollte einmal „irgend Etwas erlernen“, — wenn es ja nöthig wäre. Stella endlich, die Jüngste, war weder schön noch begabt, und darum war sie eben mit Staubwischen beschäftigt.

Aber sie ließ heute von Zeit zu Zeit das Staubtuch ruhen, denn sie hätte doch gar zu gern gehört, was nebenan im Salon gesprochen wurde. Sie war ein gutes, wohlgezogenes Kind, aber wenn man sie schon „Reinmachen“ schickte, so durfte sie doch wohl ein wenig hinhorchen? Vielleicht auch gab es dabei Etwas zu lachen, und sie lachte so gerne und so von innen heraus. Mehr verlangte sie im Grunde nicht, denn sie amüsirte sich noch nicht im Salon. Man sagte ihr täglich, daß sie hinter ihren sechzehn Jahren zurückgeblieben sei; sie widersprach nicht, — sie wußte noch nicht recht, was mit ihren starken, etwas ungelassenen Gliedmaßen anfangen. Sie verstand auch noch nicht, sich recht auszudrücken, wenn sie nicht gerade mit ihren Schulfreundinnen zusammen war. Ab und zu pläzte sie wohl auch zu Hause mit irgend einer derb-drolligen Bemerkung heraus, wobei man ihr dann die Berlinerin schon beim ersten Worte anhörte. In solchen Fällen rief sie der strenge Blick der Mama zur Ordnung. So war ihr eigentlich dann am wohlsten zu Muthe, wenn Mama sie mit irgend einem Auftrage hinausgeschickte. Heute aber wollte sie doch gar zu gern wissen, wovon im Salon die Rede war. Dieser Besuch war mit einer gewissen Feierlichkeit angekündigt und erwartet worden.

Herr Wilhelm Koscher aus Hamburg! Die drei Mädchen kannten ihn sehr gut. Er hatte sie herumgetragen und mit ihnen gespielt; jetzt war er achtundzwanzig, und Jella, die Älteste, zwanzig Jahre alt.

Wilhelm Koscher war ein Mündel des Regierungsrathes Guttenberg, ein entfernter Verwandter, früh verwaisst, dessen sich der einflußreiche Onkel gütig angenommen hatte. Er hatte ihm Stipendien verschafft, ein kleines Kostgeld bei irgend einer Tante für ihn bezahlt, ihn die Handelsschule besuchen lassen und ihn schließlich zu einer Stellung im Hause eines Jugendfreundes, eines Hamburger Großkaufmannes, verholfen. Wilhelm machte überraschend schnell Carrière. Er war von seinem Chef nach Ostindien geschickt worden und jetzt als gemachter Mann nach Hamburg zurückgekehrt. In dem großen Export-Geschäfte nahm er nicht nur einen Vertrauens-Posten ein, sondern er besaß auch einen Antheil an dem Ertragniß gewisser überseeischer Beziehungen des Hauses, die sein Werk waren.

Nun kam er natürlich auch nach Berlin und besuchte seinen Wohlthäter und ehemaligen Vormund.

Mit bedeutungsvoller Miene hatten die Eltern gesagt: „Morgen kommt Wilhelm! Mädchen — Ihr müßt besonders nett sein!“

Und selbst die einfältige Stella sagte sich: Papa und Mama hoffen, Eine von uns anzubringen, — unter die Haube bringen; hieß es in ihrem Jargon. Aber welche? Selbstverständlich Gabriele, die Schönheit! Stella zweifelte keinen Augenblick, daß man ihre Schwester Jella vergöttern müsse, weil sie schön war; auch heirathet doch zumeist die Älteste zuerst.

Allerdings, Ella war auch nicht übel, aber etwas absonderlich. „Das gefällt den Männern nicht,“ sagte Mama tadelnd. — Sie selbst, Stella, kam nicht in Betracht. Sie war noch nicht officiell eingeführt, und auch gar nicht hübsch. Man erzählte, daß Stella ein ungewöhnlich niedliches Kind war, als sie zur Welt kam; sie hatte blonde Locken und weit offene blaue

Der erhoffte Sohn blieb aus. Mama beschäftigte sich viel und sorgenvoll mit der Zukunft der Töchter. Sie hatten keine Mitgift. Und sie meinte: Jella wird eine gute Partie machen, Stella ihr die Wirthschaft führen, und Ella im Nothfalle irgend Etwas erlernen. Papa schien die Versorgungs-Frage leichter zu nehmen. „Es muß sich ja Etwas finden“, pflegte er zu sagen, „das kann bei meinen Connectionen gar nicht schwer fallen!“

Stella dachte überhaupt nicht an die Zukunft. Wurde sie einmal dazu gedrängt, so meinte auch sie: „Nur nicht ängstlich! Wird sich schon machen!“ Jedenfalls reflectirte sie nicht auf den Heiraths-Candidaten, der heute unerwartet mitten in das „Reinmachen“ gefallen war. Denn natürlich, sie kam noch lange nicht daran; erst Gabriele, dann Ella.

Mama hatte ihr bedeutet, sie solle nur bei ihrer Arbeit bleiben; und sie hatte Nichts dagegen. Nur, wie Wilhelm es anstellen würde, sich für Jella zu erklären, das interessirte sie doch ungeheuer.

Leider, sie konnte die Worte nicht recht unterscheiden. Daß Mama sich überaus liebenswürdig gebärdete, hörte sie genau. Und Mama war doch sehr ärgerlich gewesen über die Ueberrumpfung, denn es fehlte jede Vorbereitung. Papa befand sich im Bureau. Mama hatte sich rasch in Stand gesetzt, um den bedeutamen Gast zu empfangen. Ella war gegenwärtig nicht zu Hause, — Jella zunächst noch unsichtbar, und die Kleine hinausgeschickt worden. Nun trat die schöne Gabriele ein, und Stella hörte draußen Nichts weiter, als daß der gewandte Redestuß des Fremden stockte, als die sieghafte Erscheinung der ältesten Tochter des Hauses ihm aufging.

Und Stella seufzte, fast unbewußt. Es muß doch etwas Wunderbares sein um solch eine sieghafte Schönheit! Ach, schon als Gabriele in die Schule ging, galt sie als eine „Schönheit“. Von der siebenten Klasse an wurde sie von den jüngeren Lehrern bevorzugt. Und dann in der Tanzstunde, da war sie die Königin! Auf der Promenade — schon mit dreizehn Jahren! — lenkte sie die Aufmerksamkeit auf sich. Und von dieser Zeit an begann Mama Jella schon anders zu behandeln, respectvoller, schonungsvoller. Eine Schönheit! Vorher hatte Mama oft geseufzt über die drei unversorgten Töchter. Jetzt sagte sie manchmal: „Gabriele kann unser Glück machen, wenn sie vernünftig ist.“

Die „Schönheit“ war jetzt zwanzig Jahre alt, ohne dies Glück gemacht zu haben. Aber das kann noch kommen! Stella glaubte, Wilhelm Koscher wäre dies Glück, denn die Eltern hatten so sehr feierliche Gesichter gemacht und so geheimnißvolle Andeutungen. Und Stella hatte so unbestimmte Vorstellungen von Glück; höchstens, daß man es in der Lotterie haben kann, war ihr klar. Zwar, wenn Mädchen heirathen, dann können sie auch ihr Glück machen. Vielleicht mit solch einem über-

seeischen Menschen, wie Koscher, — davon hat man oft gelesen. Das Ueberseeische war für Stella das Merkwürdige. In der Geographie sehr schwach, erschien ihr dies Transatlantische ganz fabelhaft. Man hatte auch immer ziemlich geringschätzig von Wilhelm gesprochen, bis dieses Ueberseeische kam. Das imponirte Allen, — das war mit incommensurablen Begriffen verbunden. „Er ist auf Martinique“, das klang fast so gut wie „er steht bei der Garde“. Wenigstens meinte Stella so.



Herzogin Auguste von Bayern und Erzherzog Josef August von Oesterreich.

Nach einer Photographie des Photographischen Hof-Ateliers „Adole“ in Wien.

Augen. Papa war enttäuscht, daß es wieder kein Sohn war. Doch in der Hoffnung, daß eine außerordentliche Schönheit das Licht der Welt erblickt habe, nannte man das reizende Baby Stella. Das gab auch einen anmuthigen Reim auf Jella und Ella. Aber die blonden Locken verloren sich; bis zu ihrem dritten Jahre blieb Stella völlig kahlköpfig, dann bekam sie ganz gewöhnliches, mäßig starkes dunkelblondes Haar. Die Augen blieben groß, mattblau, aber etwas vorliehend. Ein wenig robust und starkknochig, wurde Stella die mindest hübsche unter den Schwestern.

„Ach, wie schön sind Sie geworden, Fräulein Gabriele,“ hörte sie Wilhelm stammeln.

„Er wird Zella heirathen,“ sagte sich Stella beruhigt, „es ist auch gut so, — sie muß den Anfang machen!“

Man hatte Wilhelm Koscher zu Abend eingeladen, um den etwas dürftigen Empfang gutzumachen. War ihm doch außer der ‚Schönheit‘ nur ein Gläschen Sherry und etwas Biscuit servirt worden. Nun aber sollte es warmes Abendessen geben, — eine Bouillon, Braten, süße Speise und dazu eine Flasche Bordeaux. Es wurde Alles aufgeboden, gerade so als ob ein Prinz käme. Die drei Töchter erschienen in ihren guten Kleidern — zweite Garnitur — Dragonerblau mit rothen Aufschlägen, ganz chic und modern. Ihre Kostüme neuester Mode, sie selbst geschmackvoll frisiert, der hübsche Phantasie-Schmuck von demselben Juwelier. Auf den ersten Blick sahen sie einander gleich, und doch, schon beim zweiten, mußte man erkennen, wie sehr verschieden sie von einander waren, trotz der blonden Haare, der graublauen Augen, der starken Familien-Ähnlichkeit in den Zügen. Zella hatte wirklich ein schönes, interessantes Gesicht, blühenden Teint, große, sprechende Augen, aschblondes, leicht gewelltes Haar. Sie trat sicher und sehr selbstbewußt auf. Ella hatte etwas schärfere Züge, dunkleres Haar, war von hagerer, wenn auch graziöser Figur. Sie besaß einen eigenthümlich starken Ausdruck um den ein wenig zu großen Mund, einen Zug, der im ersten Augenblick fast abstoß, dann aber doch wieder lebhaft anzog. Schließlich Stella mit ihrem starken, vollen Mundgesicht, mit ihren langen Armen und großen Händen. Sie überragte ihre beiden Schwestern, — dieser verunglückte ‚Stern‘ des Hauses. Ob sie verschiedene Lebensansprüche hatten, das konnte man ihnen auf den ersten Blick nicht sofort ansehen. Sie präsentirten sich äußerlich durchaus gleich, alle Drei die Töchter eines Regierungsrathes — genau derselben Gesellschafts-Sphäre angehörend, auch waren alle Drei zu verheirathen!

Mit einer gewissen Pascha-Miene ließ Herr Koscher einen Augenblick den prüfenden Blick auf ihnen ruhen. Auf seinem gutmüthigen Philister-Gesichte las man die Genugthuung: er brauchte nur zu wählen, denn er war ein gemachter Mann mit sicherem Einkommen!

Kein Zweifel, auch auf Martinique gab es hübsche deutsche Mädchen, und in Hamburg noch mehr. Da war jener Schlag correcter, wohlhabender Töchter zu Hause, die innen und außen so blank gewaschen sind. Ein gar nicht zu unterschätzendes Vergnügen, solch eine allezeit ‚glaue‘ Hamburgerin anzusehen. Aber Wilhelm war zum Unkel Regierungsrath gekommen, denn hier gab es drei Töchter, und der junge Mann kannte seine Pflicht.

Mehr oder minder erinnerten sich alle drei Mädchen des guten ‚Willem‘, — denn ach! so trivial hatten sie ihn benamset, trotzdem sie ‚höhere‘ Töchter waren. Sie, die höheren Töchter, wohnten in Berlin W, und er, ‚Willem‘, bei irgend einer Tante in der Rosenthalerstraße, denn er mußte sich einschränken. Aber in den Oster- und Weihnachts-Ferien durfte er immer auf einige Tage zu Regierungsraths kommen, gutbelegte ‚Stullen‘ und wohlgerathenen Braten miteffen, bayrisch Bier mittrinken und mit den ‚Göhren‘ spielen. Damals war der Unterschied zwischen ihnen noch kaum wahrzunehmen. Sie waren auch damals immer gleich gekleidet, denn das ist chic, — sie waren Alle blond, frisch und hübsch. Ja, damals waren sie Alle hübsch, nur Stella war schwerer, als die um zwei Jahre ältere Ella. Zella ließ sich überhaupt nicht hochnehmen, — die war immer stolz. Aber sie aßen alle Bier zufrieden und glücklich ihre Pflaumenmuff-Stullen, und ‚Willem‘ bevorzugte keine von ihnen, höchstens Stella, weil sie die Kleinste war und leicht ‚quartete‘, — so mußte man sie besonders schonen.

Jetzt waren sie alle Drei heirathsfähig, — Stella wenigstens beinahe, — und er ein begehrenswerther Heiraths-Candidat.

Ob er sich noch der Zeit erinnerte, wo er so froh und dankbar seine Müßstulle in Empfang nahm? Es schien so.

Während er jetzt mit kundiger Hand, völlig als Gentleman, den Hühnerbraten auf seinem Teller bewältigte, sprach er mit jener Ueberlegenheit von damals, die alle Jene kennzeichnet, die aus Nichts Etwas geworden sind. Er schilderte sich als den armen, ewig hungernden Jungen, und ganz nebenbei sprach er dann mit großem Verständnis von den Vorzügen der Hamburger Küche. Er wußte genau, wo es die besten Auser gab, und daß die Forteschen Ragouts ihresgleichen suchten. Das gab einen interessanten Contrast, der in's rechte Licht gerückt wurde, als Koscher jetzt das Glas erhob, um auf seinen Wohlthäter und zweiten Vater zu toasten. Er markirte damit seine Stellung zum Hause, — das war ein correcter Anfang für das, was kommen sollte.

Unbemerkte von den Uebrigen wechselten der Rath und seine Gattin einen Blick des Einverständnisses.

Koscher war stark von der Sonne verbrannt, mit

einer etwas helleren Stirne, mit nachgedunkeltem Haare und strohgelbem Schnurrbart. Was man so nennt: ein ganz stattlicher Mann. Er sprach etwas Viel und etwas schnell, — auch etwas Vielerlei; natürlich zumeist von Martinique und dann in zweiter Reihe von Hamburg. Die Familie kannte Martinique gar nicht, und Hamburg hatte nur der Regierungsrath flüchtig gesehen, — so war es sehr bequem für Koscher, davon zu reden. Er lobte die westindische Insel und die Hanja-Stadt mit großer, so zu sagen, mechanischer Beredsamkeit. Hätte er nicht dageessen, umglänzt von der Glorione eines zu erhoffenden Freiers, gewiß, man hätte ihm angesehen, daß er die Gewohnheiten des Commis voyageur, als der er sich ein kleines Vermögen erworben, noch nicht abgelegt hatte. Da es hier keine Colonial-Waren anzu-preisen gab, so pries er Martinique und Hamburg.

Der Regierungsrath, ein jovialer Herr, ging bald auf die Sache ein. Er war ein geborener Rheinländer — aus der Gegend von Bingen, — wenngleich in seiner Sprache nur selten ein Anklang an süddeutschen Dialekt merkbar wurde. Sonst schimpfte er auf Berlin, — wie ein königstreuer Beamter auf das fortschrittliche Berlin schimpfen muß, — jetzt begann er es gegen Hamburg und Martinique auszuspielen. Er that das so drastisch, daß Stella wiederholt in sehr unpassender und auffälliger Weise zu lachen begann.

Wilhelm Koscher hatte allen vier Damen Blumen mitgebracht und zeichnete keine von den Töchtern aus. Er war selbst gegen Stella artig, was Mama sehr nett fand. Stella hatte nämlich noch wenig Anspruch darauf. Sie sicherte manchmal ganz unverhohlen und zumeist an sehr unpassenden Stellen. Obgleich sie dabei ihre einzige Schönheit zeigte — gesunde Zähne —, eiferte Mama doch gegen dieses Symptom schlechter Erziehung. Denn wirkliche Damen sollen immer gleichgültig sein, meinte die Mama. Zella erfüllte dieses Merkmal der lady-likeness, sie war wirklich vornehm in ihrer graziösen Indolenz. Ella lachte ja bisweilen auch zu laut, aber doch nicht so ungebührlich, wie ihre jüngere Schwester. Sie hatte die Eigenschaft, plötzlich die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen mit ihrem lauten, übermüthigen Wesen und ihren sprühenden Augen. Natürlich verwies Mama sie nicht minder ernsthaft zur Ordnung.

Frau Guttenberg war eine noch sehr wohl erhaltene Dame, eine ausgezeichnete Mutter, die überhaupt keinen anderen Gedanken hatte, als die Versorgung ihrer Töchter.

Wenngleich sie es sich nicht anmerken ließ, lauschte sie auf jedes Wort, das gesprochen wurde, — ob es im Zusammenhange stand mit dem großen Plane — der Versorgung.

Der Regierungsrath, gutmüthig und heiter von Natur, nahm Alles leichter; er freute sich aufrichtig, daß der Junge, der Wilhelm, es zu Etwas gebracht hatte. Dieser elegante junge Mann, tadellos gekleidet, mit Brillantknöpfen in der breiten, steifen Hemdbrust, — das war der arme kleine Kerl von damals.

„Ja,“ seufzte die Frau Käthin, „er war eben ein Junge und wurde ein Mann! Wir, mit unseren Mädchen, wir sind schlimmer dran.“

„Ihre lebenswürdigen Töchter werden sich gut verheirathen,“ glaubte der Gast versichern zu müssen, „und Sie werden mit Ihren Schwiegerföhnen zufrieden sein.“

Das war so ein Moment für Ella, — es zwang sie förmlich zu einem vorlauten Einwurf.

„Mama hatte bis jetzt noch gar keine Gelegenheit, sich über ihre Schwiegerföhne zu ärgern, oder sich Sorge zu machen ihretwegen,“ sagte sie mit jener Sicherheit, die sie in gewissen Augenblicken älter erscheinen ließ, als sie war.

Aber Koscher verstand sie nicht; er spann seinen Faden weiter und meinte verheißungsvoll:

„Das kommt noch, — kommt noch!“

Ella lächelte nicht, wie Mama und Papa; mit merkwürdiger Entschiedenheit verfolgte auch sie ihre Gedanken.

„Es ist jetzt gar nicht mehr so schlimm, eine alte Jungfer zu werden,“ bemerkte sie, „man muß nur über den Dingen stehen!“

Nun aber traf sie doch ein strafender Blick der Mama, sie schwieg, wenigstens für kurze Zeit.

Zella lächelte nur überlegen. Weder Mama noch die Schwester wußten dieses Lächeln richtig zu deuten. Auch die Schönheit war eine Mitgift und gewiß nicht die geringste.

Zella fühlte sich ihrer Sache sicher. Ob der Graf — nur so war er in der Familie genannt worden — sie heirathen würde, darüber war sie sich freilich nicht ganz klar. Aber eine Probe ihrer Macht war das doch, daß derlei überhaupt in Frage kam. Sie hatte ja noch einen Andern im Rückhalt: den Freiherrn von

Küstrow. Da brauchte sie nur zu wollen, — dessen war sie sicher.

Wider Erwarten hielt sich Herr Koscher verpflichtet, Fräulein Ella zu unterstützen; das war übrigens eine Gelegenheit zu zeigen, daß man auch über Anderes zu sprechen wußte, als über Martinique und die Hamburger Oxtail-Suppe.

„Gewiß! Warum auch nicht? Auch Frauen können Etwas leisten, wie uns die Geschichte lehrt. Die Jeanne d'Arc, Maria Theresia — die Angelika Kaufmann,“ — er suchte schon — „die George Sand . . . O, ganz gewiß, es giebt große Talente unter den Frauen,“ versicherte er, freundlich gegen Ella lächelnd.

„Meine Tochter Elisabeth ist ein wenig emancipirt,“ erklärte jetzt die Mama. „Denken Sie nur, Herr Koscher,“ — einst hatte sie ‚Du‘ und ‚Wilhelm‘ gesagt; vielleicht, wenn sie keine Töchter hätte, würde sie es noch sagen — „die Tante Anna ist unter die Emancipirten gegangen, — hat einen Frauen-Bildungsverein gegründet.“

Wilhelm Koscher erinnerte sich noch ganz deutlich der Tante Anna; sie hatte bei Regierungsraths ausgebeßert oder Wäsche genäht. Wie sie sich ‚emancipirt‘ hatte, war nicht abzusehen. Aber man ging nicht weiter darauf ein. Niemand interessirte sich für Frauen-Emancipation.

Es kam die Hafelnuß-Crème, von der Mama behauptete, Gabriele habe sie gefertigt. Das war komisch, wie auch Herr Koscher finden mußte; denn die Speise konnte erst im letzten Augenblick fertig gestellt worden sein, und Zella saß schon seit fast einer Stunde majestätisch da, vorher hatte sie sich eine halbe Stunde lang mit ihren Stirnlocken beschäftigt. Sie achtete auch nicht weiter auf das Serviren, ebenso wenig Ella. Nur die Mama traf Anordnungen, und die brave Stella gehorchte jedem Augenwink.

Gabriele lehnte lässig in ihrem Sessel, spielte mit dem Armband und kümmerte sich um Nichts. Dafür gab sie nach Tische auf dem Klavier Etwas zum Besten. Sie spielte nur mittelmäßig, aber ihre weißen Hände kamen dabei zur Geltung. Deshalb auch hielt Mama sie immer zum Spielen an. Ihre Ärmel streiften sich, wie von selbst, etwas zurück, und es war wirklich hübsch, zu sehen, wenn der feingeformte, lieblich gerundete Arm frei wurde.

Und Wilhelm Koscher, der Nichts von Musik verstand, spähte nach den schönen, weißen Händen. Er drückte seinen Beifall aus, zum ersten Mal etwas ungeschickt; sonst sprach er viel fließender.

Zella machte eine kleine, fast unmerkliche Bewegung der Heringschätzung. Lohnte es wohl, für diesen ‚Aberseischen‘ zu spielen?

„Sie interessiren sich sehr für Musik, Fräulein Gabriele?“ fragte Koscher.

„Ach ja,“ sagte sie mit Ostentation, „aber noch mehr für Sport. Für mein Leben gern möchte ich ein Reitpferd haben oder auch eine Segel-Yacht.“

Koscher prallte sichtlich zurück. Die ‚Beautés‘ war nicht gerade bescheiden.

„Es ist kein Zweifel,“ meinte er verbindlich, aber kühl, „daß das Schicksal Ihnen diese Kleinigkeiten auch noch gewähren wird. Sie sind schön, Fräulein Gabriele, und die Schönheit ist allmächtig. Ich selbst reite leider nicht, — meine Mittel verbieten mir das.“

Das klang klipp und klar.

Gabriele begann eine Etude. Und auf einmal fühlte sich Koscher angenehm überrascht, daß ‚Machen‘ sich ganz spontan neben ihn setzte.

„Wenn man so denkt,“ sagte er zu ihr, „daß ich mit Zella boxe, — und jetzt ist sie so stolz . . .“ Es schien ihm ein wenig zu schmerzen.

„Ach sie ist ja gar nicht stolz,“ versetzte Ella, „nur 'n bißchen verwöhnt.“

Und ihre klugen Augen sahen ihn so freundlich an, daß ihm ganz warm um's Herz wurde; sie hatte bisher wenig Notiz von ihm genommen.

„Und Sie, Fräulein Ella,“ fuhr er in seinen Erinnerungen fort, „Sie habe ich Hutejack getragen, oft mit Stellachen zusammen.“

„Es ist wahr,“ sagte Ella warm, „und ich freue mich aufrichtig, daß Sie es soweit gebracht haben. Ich gönne es Ihnen — ja, ich beneide Sie! Es muß sehr schön sein, so Etwas nur sich selbst verdanken zu dürfen.“

„Ohne Ihren Herrn Papa wäre ich schwerlich dahin gelangt.“

Sie lehnte freundlich ab.

„Es ist ja sehr schön, daß Sie dankbar sind. Aber Sie sind selbst ein tüchtiger Mensch . . . Wie gesagt, ich beneide Sie! Das Stillsitzen und Warten zu Hause kommt mir manchmal drückend vor . . . Doch nicht davon wollte ich sprechen, sondern von Zella. Sie ist freilich sehr verwöhnt, wird sehr gefeiert und umhuldigt. Diesen Winter hat ihr ein Graf den Hof gemacht, ein

großer Sportsman, der uns auch auf seiner Yacht herumgefahren und uns eine Loge zum Rennen geschickt hat. Sie dürfen aber nicht glauben, daß es Zella Ernst ist. Sie kokettirt nur mit ihren Sports-Wünschen. Im Grunde ist sie ein braves Mädchen, wird einmal eine brave Frau werden. Sie hat auch viel Sinn für die häuslichkeit gezeigt, bis sie in ihrer ersten Ball-Saison vor drei Jahren ungeheuren Erfolg erntete. Aber wenn sie einmal einen eigenen Herd hat, wird sie ganz anders werden . . .

„Sie sind eine gute, neidlose Schwester,“ sprach Roscher in bewegtem Tone, „das ist sehr schön von Ihnen! Ich wünsche auch im Interesse von Fräulein Gabriele, daß Sie Recht haben. Denn wenn man ein Mädchen ohne Vermögen heirathet, braucht man wirtschaftliche Tugenden und Bescheidenheit . . . Das ist auch mein Programm, wenn ich mich verheirathe.“

Er sagte dies mit vollem Nachdruck. Man mochte sich eine Lehre daraus entnehmen.

Ella hatte sich verärgert, sie verstand ihn vollkommen. Während Zella ihre schönen, weißen Hände, die so recht müßig aussahen, schwenkte, fallen ließ und wieder hob, fuhr ihre Schwester herzlich fort:

„Ich glaube, daß die häuslichen Mädchen jetzt selten sind. Andererseits bin ich aufrichtig davon überzeugt, daß ein Mädchen wie Zella eine gute Frau wird, wenn sie nur an's Ziel kommt. Viel schlimmer ist es mit der Sorte, der ich angehöre . . .“

„Aber Ellchen, — welcher Sorte gehören Sie denn an?“ fragte er, ungläubig lächelnd.

„Ich?“ Sie war sehr ernst geworden, fast feierlich. „Ich gehöre zu denen, die etwas Besonderes wollen, die nachdenken, die raisonniren, die sich nicht ohne Weiteres fügen!“

Der Ueberseeische lächelte noch immer.

„Das ist eine Sorte, die ich eigentlich noch nicht recht kenne,“ meinte er, „sie ist in Hamburg noch wenig vertreten . . . Aber warum? Die kann auch ihre Reize haben!“ Etwas Besonderes wollen, — sich nicht fügen?“ wiederholte er sich.

Ja, wahrhaftig, das gefiel ihm! Er lachte, er nahm Ella offenbar nicht ernst. Da sie aber finster bliedte, setzte er begütigend wieder ein:

„Ich bin ein guter Kerl, Fräulein Ella, und ich habe die Welt gesehen . . . Sie haben ja in so weit Recht: das schneeweiße Linnet Schillers, das ist ein überwundener Standpunkt, — die Frauen, die wirkliche Hausarbeit verrichten, die braucht man in unseren Kreisen nicht mehr. Aber gut disponiren, sich ganz den Verhältnissen anpassen, — das ist notwendig!“

Er hatte seine Meinung zum Ausdruck gebracht, als Mann, als Bewerber, mit der Ueberlegenheit, die einem Solchen zukommt. Das war der arme Willem von damals, der sich grenzenlos dankbar zeigte für ein Butterbrod!

Aber — er war eben ein Mann.

Anfangs herrschte eine gezwungene Stimmung, wie überall, wo eine Verschiebung der Verhältnisse stattgefunden. Und hier hatten sie sich gar auf den Kopf gestellt. Nach und nach erst kam man zum Behagen; Regierungsraths fanden sich damit ab, daß der arme Wilhelm ein großer Herr geworden. Auch Zella that das, sie, die sich am deutlichsten noch des hungrigen Jungen von einst erinnerte. Sie ließ die kleinen Kränze ihrer Koketterie spielen.

Willem sprach dem Bordeaux so tapfer zu, daß die Frau Rätin etwas unruhig wurde. Er erzählte von seinem Leben auf Martinique, scherzte mit dem Herrn Vormund auf dem Fuße der Gleichheit. Ja, er wurde sogar frei und forderte den Regierungsrath zu kleinen Redereien und Anspielungen auf das ungebundene Leben heraus. Schließlich aber, als es Zeit wurde, aufzubrechen, gratulirte der Ueberseeische dem Regierungsrath zu seinem glücklichen Familienleben.

So ging er.

Die Eltern waren sichtlich befriedigt trotz des unverhältnißmäßig großen Weinverbrauchs. Stella wunderte sich, daß die Mama Nichts sagte über die drei Flaschen Listrac. Wie hatte Mama sonst bei solchen Gelegenheiten lamentirt!

Die drei Mädchen begaben sich in ihr gemeinsames Schlafzimmer. Die Wohnung war beschränkt, drei Treppen hoch, — wegen des besseren Lichtes, versicherte die Rätin. Die beiden vorderen Räume, Salon und Speisezimmer, waren sehr elegant, die sehr einfachen Hinterstuben dienten als Schlafzimmer. Wohllich blieb übrigens das Boudoir der Töchter dadurch, daß es ein Sopha enthielt, auf dem freilich Stella nächtigte. Am Tage aber sah man Nichts davon.

Was selten geschah, — Mama kam noch herein. Gegen ihre Grundsätze legte sie ihre Würde ab, um noch mit den Kindern zu plaudern.

Es sei doch sehr schön, daß Wilhelm es soweit gebracht, und daß er dennoch dem Hause seine alte Anhänglichkeit bewahrt habe.

Zella wusch sich mit Benzoe-Wasser, wegen des Teints; Ella schien zu lesen, Stella gähnte und dachte Nichts. Und nun plagte Zella heraus:

„Weißt Du, Mama, das ist doch eigentlich keine Partie für mich. Ich verstehe nicht, was Ihr für Aufhebens von ihm macht. Er ist ja doch nur ein besserer Commis!“

Mama stand ganz starr; aber im Augenblick war sie wieder mit ihrer ganzen mütterlichen Hoheit umkleidet.

„Aber Gabriele!“ sagte sie in strengem Tone.

„Gott, Mama, es ist doch so,“ beharrte die respectlose Tochter. „Er hat weder Vermögen, noch eine eigentliche Stellung, — nur ein leidliches Auskommen. Ich dachte doch am Ende, ich könnte andere Ansprüche machen.“

Zwar, ihre Würde ließ sich angesichts solcher Auffassung nur schwer bewahren, zumal, wenn man Etwas erreichen wollte; aber es klang noch immer verweisend, als die Mutter erwiderte:

„Sicher ist sicher! Jemand, der es aus Nichts so weit gebracht hat, der kann auch ein reicher Mann werden. Und überhaupt, wenn man keine Mitgift hat, wie Ihr, da muß man froh sein, wenn man unterkommt.“

Zella lächelte. Als ob sie deswegen Sorge hätte! „Solche Partien, wie dieser Roscher,“ sagte sie geringschätzig, „hätte ich schon ein halbes Duzend machen können.“

Sie zog ein Paar alte Handschuhe über, wegen der weißen Hände.

„Das bildest Du Dir nur ein,“ schalt die Mama, „wenn Dir Jemand den Hof macht, so will er Dich noch lange nicht heirathen!“

Aber Zella ließ sich nicht einschüchtern; sie zählte an den behandschuhten Fingern der Reihe nach ihre Anbeter auf, welche Ernst hatten machen wollen.

Schließlich geriethen Mutter und Tochter in Zanf. „Natürlich,“ rief die Rätin, „Du bildest Dir den Baron Küstrow ein, aber das ist ein Unsinn! Der wird Dich nur compromittiren. Und dann bist Du fertig! Du solltest Gott danken, eine Partie zu finden, wie Roscher!“

„Ereißere Dich doch nicht, Mama! Vorläufig hat er ja noch gar nicht um Zella angehalten,“ erlaubte sich hier Ella einzuschalten.

„Aber er wird um Eine von Euch anhalten — kein Zweifel, also wohl um Zella, weil sie die Älteste ist.“

Daran schien übrigens auch Gabriele nicht zu zweifeln, wenn sie auch die Altersstufe nicht allein für entscheidend hielt.

Die Jüngste hörte mit offenem Munde zu; sie hatte sich noch keine Meinung über den Fall gebildet.

Mama hatte sich wieder gesetzt, als sie sah, daß sich der Streit in die Länge zog. Sie trug einen wenig appetitlichen Schlafrock, und auch die Rattun-Beignoirs der Mädchen waren recht verwaschen. Es mußte eben Alles auf die Repräsentation verwendet werden.

„Nicht nur um die Zukunft handelt es sich,“ predigte die Frau Rätin, „sondern um die Gegenwart. Die Sache mit den Bällen und Toiletten, — das ist ja für die Dauer gar nicht mehr auszuhalten. Man weiß ja gar nicht, was man mehr fürchten soll, — den Winter mit den Bällen und Gesellschaften, oder den Sommer mit dem Landaufenthalt. Bei drei Töchtern ist das gar nicht zu bestreiten. Und Du, Zella, mußt wenigstens verheirathet sein, bis Stella herankommt. Jetzt geht es noch zur Noth mit Euren aufgetragenen Kleidern . . .“

„Das Graue von Zella ist mir aber zu kurz, Mama,“ corrigirte Stella, indes die Mutter fortfuhr:

„. . . aber in einem Jahre wird und muß das anders werden. Deshalb überlege es Dir, Zella, hörst Du!“

„Ich bekomme jederzeit Einen, wenn ich will,“ erklarte Gabriele, als die Mama gegangen war. „Aber, so zu sagen, aus dem Hause hinausgeworfen zu werden, das ist bitter!“

Das leuchtete auch Stella ein, und sie entschied dahin:

„Du hast Recht, Zella! Aber ich an Deiner Stelle, ich würde auch lieber den Baron nehmen!“

„So oder so,“ beschloß Ella die Unterhaltung, „Du mußt Dich doch versorgen, ob heute, ob morgen. Wir können dieser Frage nicht entrinnen.“

## II.

Eine Woche war vergangen. Die arme Regierungsrätin hatte in dieser einen Woche ein Monatsgeld ausgegeben für Dinners und Soupers zu Ehren Roschers. Zwar, die Familie lebte den Rest des Tages von den Ueberbleibseln, aber ein Heidegeld ging trotzdem auf. Der Weinorrath war erschöpft, und die letzte Rechnung noch nicht bezahlt; auch in den sonstigen Vorräthen war schrecklich aufgeräumt worden.

Zweimal waren sie inzwischen von Roscher eingeladen worden, einmal zu einer Spazierfahrt, und dann hatte er eine Loge im Wallner-Theater genommen, wo man

zum zweihundertsten Male Doktor Klaus gab. Stella fand den vortrefflichen Theodor Lebrun „entzündend“, während Zella ihre Langweile kaum verhehlen konnte.

Natürlich hatten auch hier gewisse Ausgaben nicht vermieden werden können; allerhand kleine Toiletten-Requisiten mußten angeschafft werden, die man entweder gespart oder doch ein andermal gekauft hätte. Aber die Regierungsrätin trug Alles mit Opfermuth: sie würde sicher eine ihrer Töchter verheirathen.

Bis jetzt bevorzugte er keine. Er benahm sich gegen alle vier Damen gleich lebenswürdig, — mit einer wortreichen Liebenswürdigkeit, die vielleicht etwas nervös machen konnte. Aber in diesem Falle wurde es die sonst empfindliche Mama nicht.

Wie neutral er sich auch verhielt, Mama und Zella nahmen ihn natürlich am meisten in Anspruch.

Es war ja im Grunde außerordentlich tactvoll von ihm, keine der Schwestern auszuzeichnen. Aber er hatte erst gestern mit der Mutter von der Nothwendigkeit gesprochen, sich einen Hausstand zu gründen, von dem Wünsche, es sich jetzt recht behaglich zu machen. Von Neuem hatte er die Damen gefragt, ob sie schon einmal in Hamburg gewesen, und von Neuem hatten sie verneint. Dann war er — zum so und so vielen Male — zu einer lobpreisenden Beschreibung Hamburgs übergegangen und hatte ihnen klar gemacht, wo er gern wohnen möchte. Gegenwärtig hauste er noch in einem Hotel-Zimmer, das er für den Monat gemiethet hatte. Aber man bekommt diese Art von Existenz doch satt . . .

Genug, die Dinge drängten nach Entscheidung.

Mit wachsender Befriedigung sagte sich die Mutter: „Noch in dieser Woche werde ich eine meiner Töchter verloben . . . Zwar, Zella hat nicht Unrecht, sie hätte vielleicht größere Chancen, aber sicher ist sicher. Der Roscher wird ein wohlhabender Mann, — man kann Gott danken! Denn mit den drei Mädchen geht es nicht weiter!“

Roscher wollte am Dienstag abreisen. Für Sonntag Vormittag hatte er sich angesagt, um mit der Rätin zu sprechen. Das war ganz ausdrücklich betont worden.

Wie der armen, sorgengequälten Mutter das Herz pochte! Endlich nahte der in vielen schlaflosen Nächten herbeigesehnte Augenblick! Zwar, Zella schien nicht ganz zufrieden. Aber sie war schließlich ein gutes, vernünftiges Kind, sie würde ohne Zweifel Ja sagen.

Mama stand Sonntag früh auf dem Posten. Es sah zwar immer sauber und nett aus im Salon, — heute aber war Besonderes geschehen. Zu den Vasen billige, hübsch arrangirte Sträußchen, im Kamin ein kleines Feuerchen, gerade genug, um einen Hauch von behaglicher Wärme auszustrahlen, — selbstverständlich nirgendwo ein Staubchen, wohl aber ein leiser Duft von köstlichem Wasser, — wirklich anheimelnd.

Und er kam, schwarz gekleidet, mit feierlicher Miene, einen großen Blumenstrauß in der lichtgrau behandschuhten Linken. Da war er — der Freier!

Stella lugte durch das Schlüßelloch, während Gabriele sich noch puhte. Ella war trotzig weggegangen. Es betraf sie ja gar nicht. Sie war immer ihre eigenen Wege gegangen. Stella vermochte gar nicht zu begreifen, wie man einen so interessanten Augenblick verpassen konnte.

Daß Ella ausgegangen, geschah übrigens ohne Erlaubniß der Mama. Die Rätin hielt in dieser Hinsicht strenge Zucht. Und heute, Sonntags, gab es nicht einmal den Vorwand, irgend Etwas einzukaufen. Aber Mama war zu aufgeregt, um darauf zu achten; davon machte denn Ella Gebrauch.

Sie genoß ohnehin etwas mehr Freiheit, als ihre Schwestern. Zella wurde sorgsam behütet, weil sie überall auffiel; sie durfte nie ohne das Dienstmädchen ausgehen. Stella, die erst seit Ostern aus der Schule war, pflegte zumeist mit der Mama zu gehen. Ella aber besuchte noch verschiedene Fortbildungs-Curse, sie galt ja zudem für sehr vernünftig.

Heute Vormittag fand nun weder ein Curfus, noch ein Vortrag statt, und als Ella sich zum Gehen fertig machte, mußte sie auf einen Vorwand sinnen. Was sollte sie sagen, wenn man sie fragte, wohin sie gehe? Zum Conditore in der Potsdamer-Straße, bei dem Mama immer kaufte, — konnte sie nicht dorthin gehen?

Sie wußte nämlich genau, daß sie Jemand begegnen würde. Was bisher nur selten geschah, darauf hatte sie es heute wirklich angelegt. Die Luft im Hause war ihr heute unerträglich. Das, was Stella so interessant fand, was Mama und Gabriele so sehr in Aufregung versetzte, das vertrieb sie.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

### Das jüngste Brautpaar im Hause Oesterreich.

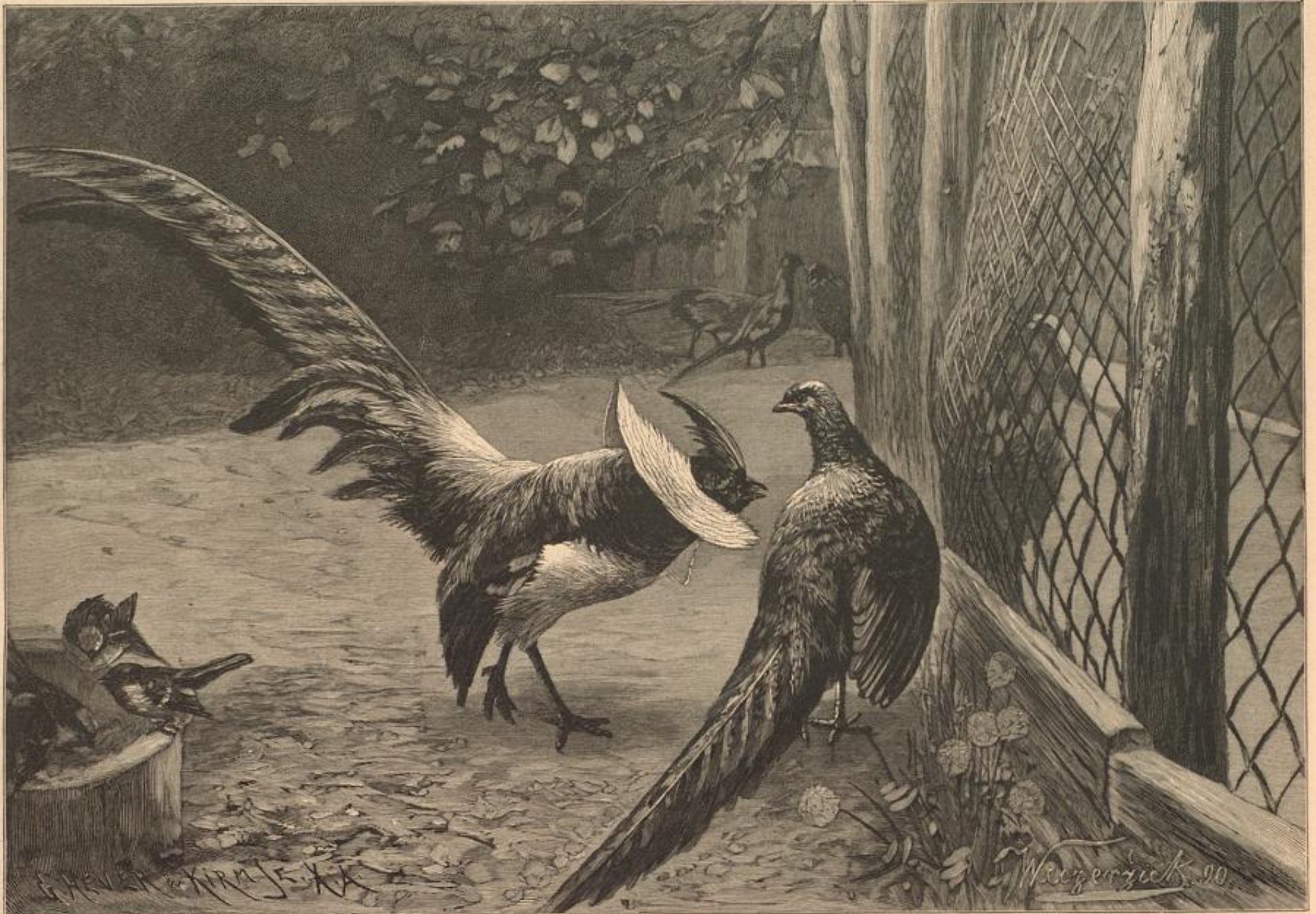
Von Natalie Brud-Ruffenberg.

(Siehe das Bild auf Seite 97.)

In der österreichischen Herrscher-Familie sind Liebes-Heirathen nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Wie eine anmuthige Novelle klingt es, wenn man sich erzählt, wie der kaum achtzehnjährige Erzherzog Josef August bei der Hochzeitsfeier der Erzherzogin Marie Valerie eine kaum fünfzehnjährige Cousine zur Familientafel zu führen hatte, deren unbefangenes Geplauder ihm von da ab nicht mehr aus dem Sinne wollte. Auch die kleine Prinzessin wußte genau, daß sie ihren Vetter wiedersehen, daß sie es sich bald erwidern werde, mit ihrer Mutter zum Besuche ihrer Großeltern, des Kaisers und der

man es wohl kaum glauben, daß die jugendlich blühende Frau schon eine Tochter zum Altare führen soll. Die junge Herzogin Auguste von Bayern, eine reizende, anmuthige Erscheinung, ist am 28. April 1875 geboren, also eine Ahtzehnjährige. Ihr Bräutigam Erzherzog Josef August, geboren am 9. August 1872 zu Aent in Ungarn, dem ständigen Sommeraufenthalt der Erzherzoglichen Familie, steht als Oberleutnant im Infanterie-Regiment „Edler von David“ Nr. 72 zu Preßburg in Garnison. Er genießt allgemein den Ruf eines außerordentlich tüchtigen, ernsten und unterrichteten Officiers. Er hat nach Absolvierung seiner Gymnasial-Studien und Ablegung einer strengen Maturitäts-Prüfung zuerst rechtshistorische Studien betrieben, dann die vollständige militärische Ausbildung durchgemacht, und saßt seine Dienstpflichten mit großer Strenge gegen sich selbst auf. Sein Vater, Erzherzog Josef, der zu Budapest seinen Wohnsitz hat, ist Obercommandant der Landwehr der Länder der ungarischen Krone, und erfreut sich in der transleitanischen Reichshälfte einer Popularität, mit der man nur die fanatische Anhänglichkeit der Steirer und Tiroler an ihren

können, jenes einzige radicale Mittel anzuwenden, jenes Mittel, das — — — o — — — ich mag gar nicht daran denken — niemals, niemals!  
 „Männchen!“  
 Mit großen, melancholischen Augen blickte sie treuherzig — und doch ein bißchen scheu — zu mir herüber.  
 „Run?“  
 „Erlaub's doch! Ich bitte Dich — erlaub's!“  
 Mir ahnte Unheil.  
 „Was soll ich denn erlauben?“  
 Sie sagte gar Nichts, sondern beschränkte sich auf eine un- gemein prägnante Pantomime. Während sie mit der rechten Hand eine dicke Haarwelle straff anzog, deutete sie mit zwei Fingern der linken die Bewegung einer — Schere an.  
 Ich warf die Zeitung bei Seite und stand auf.  
 „Niemals! Nie — niemals! Du darfst mir nicht so schmähslich verkürzt werden, ich lasse so — einschneidende Ver- änderungen an Dir nicht vornehmen.“  
 „Und warum nicht? Warum nicht?“



Bei den Fasanen. Nach dem Bilde von Alfred Weegerzick. — Siehe Seite 103.

Kaiserin von Oesterreich, zu kommen, und daß er jedesmal da sein werde; denn der junge Erzherzog eilte immer zuversichtlich von seiner Garnison Preßburg nach Wien, sobald er von der Anwesenheit der bairischen Herzogsfamilie Kenntniß erhielt. Da hatte sich denn im vergangenen Winter ein anderes Liebespaar gefunden, auch Vetter und Base, auch eine Jugendneigung aus früherer Zeit, und als die Hofrang-Ordnung diesmal wieder, bei der Vermählung der Erzherzogin Margarethe Sofie mit dem Herzog Albrecht von Württemberg, die Beiden zusammenführte, — da flammte in den jungen Herzen die Frage auf: Warum denn nicht auch wir? — Wer die hohe Mutter der Braut in ihrer Mädchenzeit gekannt, der mußte mit staunender Freude ihr Doppel-Obenbild in blond und Braun bewundern, das Schwesterpaar Prinzessin Elisabeth und Auguste, die in jugendlichen, weißen Grosgrain-Koben mit hellblau-sammetenen Empire-Schleifen und Brillant-Blüthen im einfach frisirten Haar die Cotillon-Tänzerinnen anführten. Dieser Cotillon wurde entscheidend für das Leben der jungen Prinzessin, — er hatte gesprochen. Bald darauf versammelte ein Ballfest bei Erzherzog Ludwig Victor abermals die kaiserliche Familie, und während des Tanzes entschied es sich; der Erzherzog sah die Ruth, den Kaiser um die Hand seiner zweitältesten Enkelin zu bitten, und fünf Tage später, am 14. Mai, fand im kaiserlichen Lustschloße zu Schönbrunn, im engsten Familienkreise, die Verlobung des Brautpaares Statt. Der Vater der Braut, Prinz Leopold von Bayern, war aus Neuberg am Vormittag der Verlobung rasch herbeigeekilt, Mutter und Schwester des Bräutigams, die Erzherzoginnen Clotilde und Marie Dorothea konnten erst in letzter Stunde eintreffen, während sein Vater, durch militärische Dienstpflichten gehindert, erst später am Glücke seiner Kinder theilnehmen konnte.

Erzherzog Johann vergleichen kann. Seine Mutter, die Erzherzogin Clotilde, geborene Herzogin von Sachsen-Coburg, ist eine durch ihre Schönheit und ihren Geist berühmte Frau, durch ihre stets hüßsbereite Herzengüte der Abgott der Buda- pester.

Nachdruck verboten.

### Der Bubenkopf.

Eine tragikomische Geschichte von Julius Freund.

**A**ch diese Kopfschmerzen! Diese entsetzlichen Kopfschmerzen!  
 „Armes Ding! Schon wieder am frühen Morgen?“  
 Melancholisch schob mein kleines, bleiches Weibchen die Kaffeetasse bei Seite. Sie nestelte nervös mit den Fingern zwischen den Flechten herum und entfernte eine Haarnadel nach der anderen.  
 Aber es half Nichts.  
 Ihr schwaches, zerklüftes Persönchen war dieser schönen Last absolut nicht gewachsen, dort wo der schwere, braune Jopf auflag, — dort nagte und bohrte ein kleiner, dumpfer, beharrlicher Schmerz, der keine ungetriebene Freude, keinen vollen Genuß mehr aufkommen ließ, sondern überall sein grämliches, ein- förmiges „Beto“ dreinurmelte.  
 Sie that mir leid, herzlich leid, — — da war eben gar Nichts zu machen. Zwar half kein Antipyrin und kein Phinacetin. Aber diese herrlichen schweren Jöpfe waren ja das Schönste, das Aller Schönste an meinem Fräulein, — damit mußte sie sich trösten, denn niemals hätte ich mich entschließen

„Weil ich Dein Haar — liebe.“  
 Dies schien für einen Augenblick zu wirken, — aber nur für einen Augenblick. Dann schlug sie plötzlich einen logischen Parzelbaum und stellte mein gutgemeintes Compliment vollkommen auf den Kopf.  
 „Also nur mein Haar? Ich fühl's, daß Du mich nicht mehr liebst. Du willst nicht den einzigen Zauber zerstören, der Dich noch an mich fesselt, Du fürchtest, — daß ich dann völlig reizlos werde. Ist es so? Ist es so?“  
 „Aber Kind, thörichtes Kind — — —“  
 Sie warf leidenschaftlich den Arm um meinen Hals.  
 Mit einem lebensgefährlichen geistigen Saltomortale, wie ihn überhaupt nur die Frauen in der Arena der Logik riskiren, kam sie plötzlich wieder auf die Bitte zurück, die das Leit-Motiv unserer lebhaftesten Unterhaltung bildete:  
 „Julius, einziger, bester, — quäle mich nicht so grausam! Zum Beweise Deiner Liebe — — laß mir die Haare ab- schneiden!“  
 Alle Wetter!  
 Das war selbst meiner von jeher berühmten und durch unsere mehrjährige Ehe noch ganz besonders geschulten Engels- gebuld beinahe zu viel.  
 „Du bist närrisch, — radical närrisch!“ posterte ich heraus.  
 „Ich kannte eine hübsche, bildhübsche Frau, die, als sie ver- suchte ihr Haar à la Titus zu tragen, ausah — wie ein Pudel.“  
 Das entwaffnete meine Gattin durchaus nicht.  
 „Erliebs finde ich die Pudel geradezu reizend,“ entgegnete sie, „und zweitens — — —“  
 „Run — zweitens — — —?“  
 „Zweitens wird es mir gut stehen, sogar ausnehmend gut.“  
 „Woher weißt Du denn das?“  
 Sie senkte erröthend das Köpfchen.

Die Wiener, deren Liebling Erzherzogin Gisela immer war, freuen sich innig an ihrem mitterlichen Glück; trotzdem würde



Es war ein alter König. Nach dem Bilde von Carl Hoff. — Siehe Seite 103.  
Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

„Ich habe drei Hof-Frisseure um Rath gefragt.“  
Verzweifelt blickte ich zur Zimmerdecke empor und rang stumm die Hände. Was vermag ein simpler, absolut un-diplomirter Chemann gegen die überwältigende Autorität dreier Hof-Frisseure.

Drei Hof-Frisseure!  
In meines Nichts durchbohrendem Gefühle stand ich nahezu wehrlos dieser schrecklichen, scherenkirtenden Phalanx gegenüber.

Draußen im Vorzimmer schrillte die elektrische Glode. „Der Herr Sanitäts-Rath!“ meldete das Dienstmädchen, und gleich darauf streckte uns der joviale alte Hausfreund lächelnd beide Hände entgegen.

„Na, wie geht's, wie steht's? Alles im rechten Gleise?“  
Meine Frau sah in diesem Augenblick wieder unsagbar leidend aus. Wie sie das macht, weiß ich nicht, — aber sie macht's wunderbar. Ihre Wangen werden noch um eine Nuance bleicher, ihre Lippen scheinbar blutleer, die klaren Augen verschleiern sich, und um die leicht vibrirenden Nasenflügel markirt sich ein charakteristischer Zug nervöser Müdigkeit. Es macht wirklich großen Effect. Wer es noch nicht oft miterlebt hat, erschrickt außerordentlich darüber.

Der Sanitäts-Rath lächelte nur.  
„Wieder der Kopf, Paulchen, der Hinterkopf? Stimmt's? Hab' ich Recht?“ Er jagte Paulchen zu ihr, der alte Herr, weil er ihr schon, als sie noch ein ganz kleines Mädel war, den Puls gefühlt und in den Hals gegudt hatte.

Paulchen! Zu dumm!  
Dabei kann ich ihm diese kleine Vertraulichkeit nicht einmal unterfagen. Er hatte immer eine gewichtige Stimme im schwelger-esterlichen Familienrath und soll damals, als Paulchen die unverzeihliche Thorheit beging, sich in mich zu verlieben, energisch gegen unsere Verbindung gesprochen haben.

Mit rührender Leidensmiene blickte ihm meine Frau in die scheinheilig-wohlwollenden Augen.  
„Ach ja — der Kopf, Doctor, der Kopf! Der Schmerz ist nicht gerade heftig, aber quälend — ärgerlich — beharrlich. Sprechen Sie ein Nachwort, besser Herr Rath! Was kann ich dagegen thun?“

Er zuckte mit den Achseln.  
„Was ich Ihnen schon in Ihrer Mädchenzeit gerathen habe, Paulchen. Herunter mit den Haarnadeln, herunter mit den Köpfen! Weg mit all' dem Schwären, unnötigen Ballast! Lassen Sie sich die Haare abschneiden!“

Meine Frau stieß einen Jubelruf aus, — mir wurde schwarz vor den Augen.

Das war ein Complot, ein niederträchtiges Complot.

„Nein, dreimal nein!“ rief ich. „Das erlaube ich nicht!“

Der Sanitäts-Rath lächelte jactantisch.

„Nicht? Warum fragen Sie mich da um Rath?“

„Meine Frau hat gefragt, — nicht ich.“

Paulchen hatte inzwischen jene unbeimliche, überlegene Ruhe wiedergewonnen, durch die sie sich in den stolzen Momenten absoluter Siegesgewißheit stets auszeichnete.

„Du erlaubst es nicht?“ fragte sie langsam und bestimmt.

„Erinnerst Du Dich denn gar nicht jener goldenen Worte, die Du mir im vorigen Jahre, als ich die Eifentropfen durchaus nicht nehmen wollte, tagtäglich dreimal wiederholtest?“

„Du hast es mir sogar einmal geschrieben, als ich bei Tante Clara zu Besuch war.“

Rath öffnete sie ihre Cassette, zog aus einem der sorgfältig geordneten Briefbündel ein Blatt hervor und begann zu lesen:

„Respect vor der Wissenschaft, Paula: Das Wort des Sanitäts-Raths sei Dir ein Heiligthum. Wenn Du nicht einmal dieses Princip befolgst bei seinen spärlichen Besuchen und gelassenen Rath . . .“

Sie stockte plötzlich und wurde feuerroth.

Der Sanitäts-Rath bekam einen bedenklichen Hustenanfall, aber ich hatte nicht das leiseste Mitleid mit ihm.

Meine Frau las sie rasch.

„Du siehst,“ triumphierte sie, „ich schlage Dich mit Deinen eigenen Waffen. In treuer Befolgung Deiner eigenen Vorschriften“ — mit einem gewissen staccato betonte sie von hier an jedes einzelne Wort — „lasse — ich — mir — die — Haare — schneiden!“

„A la Titus!“ ergänzte der Sanitäts-Rath.

„Meinetwegen malecontent oder à la Gigier!“ wetteuerte ich dazwischen. „Ja, ich erlaub's, — ich erlaube überhaupt Alles!“

Ich finde sogar, daß Dich ein durchgezogener Scheitel außerordentlich kleiden würde, und rate Dir in allem Ernst, es bei einem der drei Hof-Frisseure gelegentlich mal mit einer aus-rasirten Tonsur zu versuchen.“

Nach Art aller phantasievollen, leicht erregbaren Leute übertrieb ich in's Maßlose, aber meine Frau kannte diesen Charakter-Zug schon längst und ärgerte sich nicht mehr darüber. „Er hat's erlaubt,“ jubelte sie, „das ist die Hauptsache!“

„Mahlzeit!“

Grollend verließ ich den Kriegsschauplatz.

2.

Sonderbar! Höchst sonderbar!

Eine merkwürdige, ganz unerklärliche Wandlung war mit Paulchen vorgegangen, ein räthselhafter Umschwung, zu dessen Verständniß mir jeder psychologische Schlüssel fehlte.

Nachdem die helle Freude des ersten Triumphes verblaßt war, sprach sie plötzlich gar nicht mehr von der geplanten Operation. Sie klagte nicht mehr über Kopfweh, ließ mit heroischer Selbstbeherrschung sämtliche Haarnadeln an ihren Plätzen, bemühte sich, die kleinen, unvortheilhaften Längsfalten von der Stirn möglichst zu entfernen, und war mild, so mild, wie damals zur Verlobungszeit, als ich in holder Naivität noch glaubte, diese wachsweiße Biegbarkeit, dieses lenkame Nachgeben sei der Cardinal-Zug ihres Charakters.

Was war mit ihr geschehen?

Wie sollte ich mir diese Metamorphose erklären!

Langsam, — nur ganz langsam dämmerte in mir das Verständniß.

Paula empfand Reue! —

Ja — das war's.

Es ging ihr ähnlich wie jenen schweren Verbrechern, die — in der klaren Erkenntniß ihres verlorenen Lebens — fallblütig Tag für Tag um die Todesstrafe bitten und dann im letzten Momente, beim Anblick des geschliffenen Beiles, plötzlich zitternd um Gnade wimmern.

Ihr Beil war geschliffen, — sie schwieg, allerdings beharrlich;

aber innerlich flehte sie bereits um Gnade. Das fühlte ich deutlich.

Der Widerspruch war gebrochen, — das Project hatte seinen halben Reiz verloren.

Ich aber konnte das Werk der Rache mit raffinirter Vö-artigkeit in Scene setzen.

„Nun,“ fragte ich mit niederträchtig harmloser Miene, als wir wieder einmal so recht behaglich am Kaffeetisch saßen, „wann gehen wir denn eigentlich?“

„Gehen? Wohin denn?“

Ohne von der Zeitung aufzublicken, antwortete ich so ganz leichtthin:

„Na, — zum Friseur.“

Sie ließ die erhobene Kanne sinken und sah mich groß an.

„Ja — willst Du denn mitgehen?“

„Gewiß, Schatz. Meine Abneigung hast Du besiegt, ich bin mir bei genauer Ueberlegung darüber klar geworden, daß Du wohl recht haben kannst, und interessire mich jetzt für die Sache. Wenn ich mich aber mal für eine Sache interessire, so thue ich dies mit größter Gründlichkeit, — das weißt Du. Ich muß mich davon überzeugen, daß Du keinem Friseur in die Hände fällst.“

Sie strich sich nervös, mit ängstlicher Geberde, über den Scheitel, und ich beeilte mich, den Effect noch ein wenig zu verstärken:

„Du darfst mir nicht — gar zu entsetzt wieder nach Hause kommen.“

Der Boden der Kanne, die sie noch immer in der Hand hielt, stürzte leise gegen das Tablett.

Langsam und würdevoll faltete ich die Zeitung zusammen.

„Der — willst Du etwa nicht mehr?“ fragte ich mit außerordentlich gut gespielter Erstaunen.

„Ich — ob — ob — ich —“

„Habe ich etwa diesen Kleinlichen, verstimmenden Streit, der sich wie ein rother Faden durch all' die Jahre unserer jungen Ehe binzieht, nur einer Caprice zu verdanken? Wie?“

„Wo denkst Du hin? Ich beabsichtigte, noch heute Vormittag von Deiner lebenswürdigen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Wenn es Dir also recht ist —“

Das Urtheil war gefällt.

Eine halbe Stunde darauf schritten wir schweigend neben einander durch die schneebedeckten Straßen.

Namenlos unbehaglich war uns zu Muthe, aber wir verriethen mit keinem Wort, mit keiner Silbe, was in uns vorging.

Es galt einen Kampf bis auf's Messer, oder besser gesagt, bis auf die Schere.

3.

„Bitt' schön — Euer Gnaden, glei wird's g'scheg'n sein!“

Der Haarträusler — ein ungemein fixes, zuthuldisches Wiener Bürschchen — zog eine Fortiere vor, die den Herrenraum von der Damenabtheilung trennte, und tänzelte hinaus, um den Friseur-Mantel zu holen.

Wir saßen in dumpfer Ergebenheit einander gegenüber, — wir ließen dem Verhängniß freien Lauf.

Der blonde Schani tänzelte wieder herein und präparirte Alles zum Werke.

Langsam legte er den weißen Mantel um die Schultern meiner Frau, langsam steckte er ihr einen Streifen Watte zwischen Hals und Krage, bedächtigt entfernte er eine Haarnadel nach der andern.

Es war so eine Art von Hensers-Toilette.

Ich sah genau, wie meine Frau während dieser ganzen Zeit angstvoll eine gerade in Arbeit befindliche — Damen-Perücke fixirte, die gleich einer warnenden Mahnung zufällig dicht neben ihr stand. Ein ganz eigenartiges, malitöses Lächeln schien die Züge des starren Holzkopfes zu verzerrern, über den diese Perücke gespannt war.

Zum letzten Mal betrachtete ich das weiche, volle, matt-glänzende Haar, das in breiten braunen Wellen fast bis zur Erde herniederwallte, zum letzten Mal suchten meine Blicke jene schmale, röhliche Lode, die sich an der linken Schläfe so drohlig, so unmotivirt aus der dunkeln Flut hervorhob!

In diesem Moment geschah etwas Sonderbares, etwas Unerwartetes, — ich bekam eine Art Vision.

Klar und deutlich bis in die geringfügigsten Einzelheiten tauchte der sonnige Tag vor mir empor, an dem ich mich so toll, so närrisch in jenes herrliche Haar verliebt hatte, das in den nächsten Minuten auf dem Altar des ehelichen Friedens geopfert werden sollte.

Es war im Hochgebirge.

Sie hatte mit ihren Eltern im Rübzahl-Quartier genommen, ich wohnte beim Waldmüller. — Nur ein schmaler, großmächtig polsternder Gebirgsbach trennte die beiden primitiven Gasthöfe, sodas ich meiner lebenswürdigen Wandergesährtin direct in das Zimmer sehen konnte.

Eines Mittags — wir waren gerade von einer wunder-vollen Ramm-Partie heimgekehrt — stand ich in meinem Zimmer und klopfte mir den Staub von der Topp.

Ganz zufällig warf ich einen Blick hinüber nach dem Rübzahl, da stand Fräulein Paula, die sich im mittäglichen Sonnenbrand richtig wieder ihren gewohnten Kopfschmerz geholt hatte, mitten im Stübchen und löste ihr Haar.

Dies Haar war so schön, die Neigung ihres Kopfes, die zierlichen Bewegungen ihrer erhobenen Arme waren von so vollendetem Liebreiz, von so vornehmer Gracie, daß ich — trotz des Bewußtseins meiner strafwürdigen Indiscretion — den Blick nicht wieder abwenden konnte.

Ja — noch mehr!

Ich war so verwegen, nach meinem — Krimstecker zu greifen.

In dem Augenblick, als ich ihn recht scharf einstellen wollte, klirrte drüben das Fenster, und von rascher, zornbebender Hand wurde die Gardine vorgezogen.

„Halt!! Um Himmels Willen — halt!!“

Dieser leise, aber ungemein charakteristisch betonte Ausschrei meiner Frau riß mich jählings aus allen Träumen.

Das erste unbarmherzige Knirschen der Schere hatte ihre mühsam bewahrte Energie gebrochen, — sie bat um Gnade.

Namenlos verdutzt stand der jugendliche Haarfriseur zwischen uns, — in der rechten Hand hielt er sein bligblaues Instrument, in der linken ein dides Bündel kurz abgechnittener Haare, mitten darin die bewußte röhliche Lode.

„Aber i bitt', gnä Frau,“ stotterte er in größter Verlegenheit, „dös giebt's net.“

„Was giebt's nicht?“

Er zuckte resignirt mit den Achseln:

„Da giebt's kein Halt' net. G'scheg'n is g'scheg'n! Jeyn mueh i weiter scher'n, sonst schaut ja die gnä Frau aus, wie a Bogelscheuch'n! Von aner Friseur könnt' gar so Red' mehr sein bei dem abg'schnittenen Haar! Haben's lan Angh, gnä Frau, — s'wird Jhna ganz b'jonders guet kleid'n, dös Bubensöpfel!“

Und entschlossen wütete er weiter.

Paulchen erinnerte sich noch rechtzeitig daran, daß es in der guten Gesellschaft nicht üblich ist, vor Wiener Friseur-Gehülfen Thränenströme zu vergießen, und kämpfte wader gegen ihre tiefe Erregung.

Unheimlich schnell fiel Lode auf Lode. Ich hätte den Bürschchen ohrfeigen können, als er — mit leichter Handbewegung auf die hochgeschichteten Strähne deutend — zu meiner Frau sagte:

„Wir müßen's guet waschen, gnä Frau, damit Jhna net die Motten hineinkommen.“

Die Motten!! Brrrr!!

Weiter knirschte die Schere und mir war's, als vernichte jeder Schnitt einen Theil meiner liebsten, süßesten Erinnerungen.

4.

So vergingen in unheimlichem Schweigen etwa fünf Minuten, bis die Wandlung kam, die große, unerwartete Wandlung, die alle meine Combinationen über den Haufen warf, alle Befürchtungen verschwindete und mir wieder einmal so recht deutlich bewies, daß das Leben — mögen wir auch noch so klug überlegen, noch so genau berechnen — immer eine große oder kleine Ueberraschung für uns in Bereitschaft hält.

Es wäre ja sonst auch gar zu langweilig.

Unter den fleißigen Händen des soeben noch in alle Abgründe der Hölle verwünschten Friseurs entwickelte sich da — dicht vor meinen Augen — ein ganz neues Frauchen, ein Frauchen — so pikant, so grazios, so originell, wie ich mir's nie hätte träumen lassen.

Erst in dem Augenblick, als der Haarfriseur mit der Transformirung der mir zugekehrten Kopfhälfte meiner Gattin so ziemlich fertig war, bekam ich den rechten Eindruck, dann aber wuchs die günstige Wirkung von Minute zu Minute.

Sie war ja hübscher geworden, meine Frau viel — viel hübscher!

Ihre auonehmend reizende Kopfform kam auf einmal prächtig zur Geltung, und der forsche, bubenhafte Gesichtsausdruck, der sich nun zeigte, stimmte ganz brillant zu einigen härteren, fast männlichen Zügen, die vordem nie so recht mit der weiblichen Frisur harmoniren wollten.

Ich rieb mir behaglich die Hände.

Mit wachsendem Vergnügen beobachtete ich diese unvermuthete Metamorphose.

Wie ich mich eini in Paulchens wundervolle Loden verliebt hatte, so verliebte ich mich jetzt in ihren reizend pikanten, krausen — Bubentopf.

Aber ich sagte Nichts, — nicht ein Wort.

Ich spielte ganz und gar den Indifferenten.

Dieses neue Köpfchen brauchte nämlich — neue Hüthen, und mein vorschnelles Entzücken hätte die drohenden Ausgaben ohne jeden Zweifel beträchtlich gesteigert.

Ja — so niederträchtig, so berechnend wird man in der Ehe.

Zeusend bezahlte ich den Friseur.

Die wehmütig fragenden Blicke meiner Frau, die unausgejagt vom Spiegel zu mir wanderten, beantwortete ich nur durch ein Achselzucken.

Dann trennten wir uns.

Mit rothgeweinten Augen, schluchzend, bebend, stürmte mir Paula entgegen, als ich spät am Abend die Schwelle unseres Wohnzimmers überschritt, und von ihren Lippen sprudelten die seltsamen, höchst seltsamen Worte: „Julius, liebster Julius, — schilt mich — lache mich aus — thu, was Du willst, aber — laufe mir — eine — Perücke!!“

Sie blieb mir die Aufklärung ihrer tollen Bitte nicht lange schuldig und erzählte mir Punkt für Punkt die Erlebnisse des verflohenen Nachmittags.

Ach! Sie war Spieghelgelaufen, — die arme kleine Frau. Von äußerlicher Ungevißheit gefoltert hatte sie ihren Bubentopf spazieren geführt bei Verwandten und Freundinnen, und dabei die schlimmsten, die aller schlimmsten Erfahrungen gemacht.

„Schau, wie tofett Du geworden bist.“

„Nein, — wer hätte die kleine Frau für so raffinirt gehalten!“

„Ja, — ein bißchen excentrisch gab sie sich immer, die liebe Paula!“

„Nimm Dich vor den Zudringlichkeiten der Herren in Acht! Man wird Dich für eine emancipirte Künstlerin halten, und sich alles Mögliche gegen Dich herausnehmen.“

Das war so eine kleine Blüthenlese der lebenswürdigen Kritik, die sie im Laufe weniger Stunden über sich ergehen lassen mußte.

Niemand dachte daran, ihren Kopfschmerz als die wahre Ursache des lähnen Entschlusses gelten zu lassen. Ja, eine alte, ledige Erbtante hatte ihr Benehmen geradezu „frivol“ gefunden und sie erfucht, sich nicht eher bei ihr bilden zu lassen, als bis ihre Köpfe sich wieder zur früheren Vollkommenheit ausgewachsen hätten.

Und jede, jede Kritik war ausgeklungen in das mitleidig-boshafte Bedauern über den Verlust ihrer „schönsten Zierde“.

„O diese Philister, diese boshafte, kleinlichen, schmähbüchtigen Philister!“

Beinend barg Paula ihr Köpfchen an meiner Schulter. Da konnte ich nicht länger in fühlere Berechnung mein ehrliches Entzücken verschweigen.

„Weißt Du, Lieb, warum sie Dich schmälern, warum sie Dich ärgern?“

Sie horchte auf und sah mich gespannt in die Augen.

„Nun?“

„Weil Du das Rechte getroffen hast! Weil sie Dir nicht verzeihen mögen, — daß Du noch hübscher geworden bist, noch hübscher, als damals, — weißt Du noch? — da ich mit dem Krimstecker hinüberguckte über den rauschenden Waldbach —“

Sie ließ mich nicht ausreden.

Ihre Thränen waren plötzlich versiegt, ihre Blicke strahlten.

„Ist das wahr,“ jubelte sie — „wirklich wahr?“

„So wahr, als ich verliebt in Dich bin, Frauchen, viel ver-“

liebster, als es sich für einen vernünftigen, gefesteten Ehemann überhaupt schickt. Du — Du könntest eigentlich auf Dich selbst eifersüchtig sein, — die Paula von gestern auf die Paula von heute. Besieh's, — und ich mache meinem neuen Frauchen sofort eine neue Liebeserklärung!"

Sie erließ mir's.  
Die Kopfschmerzen sind übrigens absolut verschwunden. Falls sie jedoch wiederkommen sollten, was wir nicht hoffen, so würde das an der Friseur meiner Frau nicht das Mindeste ändern.  
Der Bubentopf bleibt unter allen Umständen — als Selbstzweck.

Rachdruck verboten.

### Die Welt-Ausstellung in Chicago.

Von Paul von Szczepanski.

I.

**A**on allem Wunderbaren, Seltsamen und Ueber-  
raschenden, das Amerika dem Europäer bietet,  
ist Nichts so überraschend wie die Thatsache, daß  
eine Stadt wie Chicago den Muth gehabt hat,  
an eine Welt-Ausstellung zu denken, und daß  
es ihr gegliückt ist, alle Cultur-Nationen der alten  
Welt dafür zu interessieren. Denn Chicago ist trotz seiner Größe  
keineswegs ein Cultur-Centrum, sondern lediglich ein Mittel-  
punkt des Handels und der Industrie. Außerdem ist Chicago  
noch die unbehaglichste und die unfertigste Stadt, die eine  
schwarzmalende Phantasia sich denken kann. Trotzdem wird  
Niemand bereuen, in Chicago gewesen zu sein; nur darf er  
es nicht im Fluge besuchen oder vom ersten Entsetzen sich  
davonjagen lassen. Um dieser Stadt gerecht zu werden, muß  
man sich an ihre Physiognomie, an das Klima und an die  
Menschen gewöhnen, muß man selbst den Cultur-Menschen ein  
wenig ausgezogen haben. Man muß sich immer wieder vor-  
halten, daß diese Stadt, von anderthalb Millionen Einwohnern,  
räumlich die größte der Erde, kaum sechzig Jahre alt ist, daß  
hier heute noch Menschen leben, die in ihrer Jugend auf dem-  
selben Boden, den jetzt Straßen durchqueren und Häuser be-  
decken, Indianer den Büffel jagen sahen, und man darf nicht  
vergessen, daß Chicago von New-York so weit entfernt liegt,  
wie Madrid von Berlin. Unter diesen Voraussetzungen erklären  
sich die ungeheuren Widersprüche, denen man hier auf Schritt  
und Tritt begegnet, von selbst. Um Chicago lieb zu gewinnen,  
muß man zweifellos hier wenigstens eine Million Dollars  
„gemacht“ haben; um sein erstes Entsetzen in Staunen umge-  
wandelt zu sehen, braucht man nur vierzehn Tage am Ort  
gelebt zu haben.

New-York und Chicago haben keinerlei Aehnlichkeit mit  
einander. Trotz mander störender Einzelzüge ist New-York in  
seinem Gesamtbilde eine schöne Stadt, Chicago ist eine un-  
lagar häßliche Stadt. Aber in einem Punkt ist New-York,  
wo wohl die meisten europäischen Chicago-Reisenden zum ersten  
Mal amerikanischen Boden betreten werden, doch eine gute  
Vorbereitung für Chicago. Es gewöhnt den Europäer an den  
Verzicht auf allen Comfort, denn der Amerikaner kennt nur  
Luxus. Es giebt Nichts, was man für Geld in Amerika nicht  
haben könnte, ausgenommen Comfort. Für zehn bis zwei-  
hundertundfünfzig Dollars täglich kann man in Pracht-Hotels,  
wie Europa deren keines aufzuweisen hat, eine vollständig  
in sich abgeschlossene, natürlich dem Preise nach mehr oder  
weniger elegante und mehr oder weniger geräumige Wohnung  
bezahlen, aber wer seinen Kammerdiener oder seine Jose nicht  
mitbringt, muß sich seine Kleider selbst reinigen und seine  
Stiefel auf dem Fuße putzen lassen. Man findet in jedem  
Zimmer elektrische oder Gasbeleuchtung, aber ebenso fehlt  
der Nachttisch und das Licht darauf. Man fährt in Eisen-  
bahn-Wägen, die Salon-, Speise-, Rauch-, Ausichts- und  
Schlafwagen, Lesezimmer, Friseur- und Waderaum enthalten,  
aber man findet keinen Menschen, der Einem die Sorgen für  
das Handgepäck abnimmt, und man muß es sich gefallen lassen,  
daß die Bediensteten, wenn sie ihre Pflicht gethan zu haben  
glauben, in den ungezwungensten Stellungen neben dem  
Reisenden Platz nehmen und mit ihrem durch Tabakstaub  
dunkelbraun gefärbten Boden verunreinigen. Dieses  
ewige Spucken der Amerikaner ist es in erster Linie, woran  
man sich gewöhnt haben muß, wenn man das Land richtig  
beurtheilen will; denn es ist von einer Wildheit, die dem  
civilisirten Menschen die Freude am Leben nehmen kann. Und  
man spuckt überall, im Salon, auf der Straße, im Eisenbahn-  
Wagen, auch bei Tisch, und in Diner-Toilette habe ich mit einer  
Virtuosität spucken sehen, die den ungezogensten deutschen  
Menschen beschämt hätte. Nur in dem Frauengebäude der  
Welt-Ausstellung, in dem wie in fast allen Ausstellungs-Ge-  
bäuden, was ich vorausschicken will, acht Tage nach der Er-  
öffnung noch nicht viel zu sehen ist, sieht man vielfach auf  
Placaten die Bitte ausgesprochen, nicht zu spucken. Ob diese  
Bitte genügen wird, innerhalb des Gebietes der Vereinigten  
Staaten einen unbepudten Raum zu schaffen, erscheint mir  
indessen noch zweifelhaft. Denn die Frauen sind in Amerika  
gleichberechtigt mit den Männern, aber die Achtung vor den  
Frauen geht nur so weit, wie sie den Männern keine Un-  
bequemlichkeit auferlegt. Es macht einen sehr feierlichen Ein-  
druck, wenn der Amerikaner, der einen Aufzug oder einen  
Elevator, wie man hier zu Lande sagt, benützt, den Hut ab-  
nimmt, sobald eine Dame den Raum betritt. Aber dieser selbe  
Amerikaner denkt gar nicht daran, im vollbesetzten Pferde-  
bahn-Wagen einer Dame seinen Sitzplatz einzuräumen oder ihr  
den Vortritt zu lassen, wenn er ihr nicht persönlich bekannt  
ist. Man muß daher fürchten, daß die Amerikaner den Wunsch  
der Frauen, in ihrem Ausstellungsgebäude nicht zu spucken,  
nicht respectiren, und daß sie sich für vollkommen wohlgezogene  
Männer halten werden, wenn sie den Frauen das Recht zuge-  
stehen, auch zu spucken.

Aber New-York und Chicago unterscheiden sich nicht nur  
wie zwei Schwestern, von denen die Eine schön, die Andere  
häßlich ist. Diese beiden Städte der Union, von denen Chicago  
sich mit der ganzen Unverfrorenheit des Parvenus eine Kivalin  
New-Yorks nennt, sind verschieden von einander wie der Osten  
und der Westen der Vereinigten Staaten, verschieden wie  
Cultur und Uncultur. Nach europäischen Begriffen ist Chicago  
nicht nur nicht eine Weltstadt, sondern überhaupt noch  
keine Stadt, nur ein riesiger Marktledon. Es hat die

größten Geschäftshäuser der Welt, und die allermeisten  
Straßen der Stadt sind in schlechterem Zustande als polodische  
Landwege; es hat prächtige Avenuen, mit elektrischem Licht be-  
leuchtet, und unmittelbar daran anstoßend nachdunkle Quartiere  
und sogenannte Alleen, wahre Zufluchtsorte für jedes Ver-  
brechen; es hat zwanzigstöckige Häuser aus Eisen und Granit,  
und nicht fünfzig Schritt davon entfernt die kleinsten Wohn-  
gebäude aus Holz. New-York ist eine fertige Stadt, die, rings  
von Wasser umspült, sich auf einer nach der Mitte hin an-  
steigenden Insel mit felsigem Boden erhebt, jedoch ein starker  
Regen den Schmutz hinwegschwemmen kann, und den Straßen  
fast den Anschein giebt, als ob sie gereinigt worden wären.  
Chicago liegt in einer vollständigen Ebene, fast auf gleicher  
Höhe mit dem Spiegel des Michigan-Sees, an dessen Ufer sich  
die Stadt auf viele Stunden Länge hinlagert, ist auf sumpfigem  
Prärie-Boden erbaut und hat viel feuchte Niederschläge. Außer-  
dem dehnt sich das Straßennetz Chicagos so in's Unendliche,  
daß eine wirkliche Straßen-Regulirung ihm nicht nachkommen  
könnte, selbst wenn die Mittel dafür vorhanden wären und von  
ehrlichen Leuten verwaltet würden. Kein Wunder, daß nur  
die Straßen im Geschäftszentrum der Stadt gepflastert sind.  
Der weiter draußen Wohnende begnügt sich mit einem vielfach  
auf Pfähle gelegten Trottoir von hölzernen Bohlen, unter dem  
sich das Wasser in großen Lachen ansammelt. Bis in die  
entferntesten Gegenden aber führt ein Netz von Eisenbahnen,  
Cable-Cars, elektrischen und Pferdebahnen, das den Personen-  
verkehr nach dem Centrum vermittelt. Der Wagenverkehr folgt,  
soweit es irgend möglich ist, den Spuren dieser Verkehrsmittel,  
und, wo sie aufhören, arbeiten sich die Pferde über Höhen und  
Tiefen mit einer Unermüdlichkeit, die staunenswerth ist.

Schon ist Nichts an Chicago, ausgenommen der Blick auf  
den Michigan-See, der einem Meere gleicht. Chicago hat nicht  
eine einzige schöne Straße, und selbst die Michigan-Avenue  
kann keinen Anspruch darauf erheben, schön zu sein, trotzdem  
sie wohl die längste Straße der Welt, breit, von Bäumen ein-  
gefaßt ist und sicher vier Stunden lang schnurgerade verläuft.  
Sie könnte, in einigen Theilen wenigstens, sehr schön sein,  
wenn man ihr den Charakter einer Quai-Straße gelassen hätte;  
aber unmittelbar am Ufer des Michigan-Sees laufen die dugend  
Geleise der Illinois-Central-Eisenbahn, die mit ihrem riesigen  
Stadt- und Außenverkehr dieser Avenue vollständig den Charakter  
einer vornehmen Straße nimmt. Auch die Residenzen der  
Chicagoer Geldfürsten, die diese Straße einsäumen, werden dem  
Fremden nicht imponiren. Sie tragen zum Theil Villen-  
Charakter, zum Theil sind sie im Stil der englischen Feudal-  
Schlößer ausgeführt. Aber sie sind meist so eng an einander  
gestellt, daß ihre granitenen oder aus buntem Basalt er-  
richteten Fassaden, die imposant oder freundlich wirken, wenn  
sie aus dem Rahmen eines mit alten Bäumen geschmückten  
Gartens schauen, grotesk und geschmacklos erscheinen. Geradezu  
fürchterlich aber sind die riesigen, bis zwanzig Stod hohen Ge-  
schäftshäuser, die das Centrum der Stadt verunzieren. Ohne  
alle Rücksicht auf das Auge, nur nach dem Grundsatz der  
möglichsten Ausnutzung des Bodens erbaut, gleichen sie abends,  
wenn jedes Fenster darin erleuchtet ist, einem Kolossal-Bau aus  
Stallaternen, in denen die Lichter angezündet sind. Trotzdem  
ist der Chicagoer auf Nichts so stolz wie auf diese Unholde  
und auf den „Elevator“, der mit schwindelerregender Ge-  
schwindigkeit vom ersten bis zum zwanzigsten Stod auf und  
niederfährt. Wenn man ihn sprechen hört, sollte man glauben,  
er hätte Eigenthumsrecht an einem solchen Thurm oder wohnte  
wenigstens in einem solchen. Aber das ist ein Trugschluß;  
in den meisten Fällen wohnt er weit draußen, Stunden Wegs  
vom Centrum der Stadt entfernt, in einem sehr bescheidenen  
Holzhause, das mitten in der Wildniß liegt. Denn nach euro-  
päischen Begriffen ist die Prärie, auf der sich Chicago endlos  
dehnt, die Wildniß, trotzdem sie von sogenannten Straßen in  
regelmäßigem Viereck durchquert ist. Die ungeheuerste Terrain-  
Speculation hat der Stadt Chicago diese Ausdehnung gegeben,  
die gar keine Grenze zu haben scheint. Debattiren doch größen-  
wahnsinnige Amerikaner über das Project, Chicago und St.  
Louis zu einer Stadt zu verbinden, — die beiden Städte liegen  
zweihundert englische Meilen von einander entfernt.

Freilich mißt der Amerikaner Entfernungen mit anderem  
Maßstabe als wir in Deutschland anzulegen gewohnt sind.  
Der Jackson-Park, in dem sich die Welt-Ausstellungs-Gebäude  
erheben, liegt immer noch inmitten der Stadt Chicago, trotzdem  
man von deren Mittelpunkt drei Stunden und zehn Mi-  
nuten braucht, um zu Fuß dahin zu gelangen. Mit der  
Cable-Car braucht man nur kaum noch eine Stunde, die Local-  
Züge der Illinois-Central-Eisenbahn machen den Weg in etwas  
über einer halben Stunde, die durchgehenden Ausstellungs-Züge  
derselben Bahn und die Züge der elektrischen Ausstellungs-  
Hochbahn führen den Besucher schon in zwanzig Minuten dahin.  
Außerdem werden Dampfschiffe, die zehntausend Passagiere zu  
besördern im Stande sein sollen, demnächst ihre Fahrten beginnen.  
Sollte die Ausstellung so rege besucht werden, wie man in  
Chicago erwartet, so werden alle diese Beförderungsmittel den-  
noch nicht hinreichen, den Verkehr zu bewältigen. In den  
Haupt-Verkehrsstunden ist die Fahrt schon heute nach euro-  
päischen Begriffen lebensgefährlich, trotzdem die erwartete  
Durchschnittsziffer von täglich 600 000 Besuchern noch nicht  
ein einziges Mal auch nur annähernd erreicht worden ist.  
Selbst am Eröffnungstage waren nur 452 000 zahlende Be-  
sucher erschienen, zu denen vielleicht noch 50 000 Inhaber von  
Freikarten zu rechnen sind. Seitdem hat der Besuch bedeutend  
nachgelassen, so bedeutend, daß man auf dem Ausstellungsplatze  
den Eindruck der vollkommenen Menschenleere hätte, wenn  
nicht die überall beschäftigten Arbeiter einiges Leben in diese  
Jaubersstadt von Palästen brächten. Das ist sehr erklärlich;  
die Amerikaner wissen, daß die Ausstellung in einem unglaublich  
unfertigen Zustande eröffnet worden ist, und die europäischen  
Reisenden, die einen Besuch der Ausstellung beabsichtigen, sind  
erst in den Sommermonaten zu erwarten. In der That kann  
man allen Landsleuten keinen besseren Rath geben als den,  
nicht vor September hierher zu kommen. Was in der Aus-  
stellung überhaupt fertig werden wird, wird bis dahin wahr-  
scheinlich fertig sein. Außerdem soll Chicago einen außer-  
ordentlich heißen Sommer haben, der den auch sonst nicht  
gerade angenehmen Aufenthalt in der Stadt unerträglich macht.

Wäre die Ausstellung im Einzelnen so durchgeführt und  
vollendet, wie sie im Großen geplant und angelegt ist, so wäre  
sie allerdings ein Wunder, wie es die Welt noch nicht gesehen  
hat. Schon heute würde diese Stadt von Palästen einen zauber-  
haften Eindruck machen, wenn man in hellem Sonnenschein  
durch ihre Straßen wandeln könnte. Denn die dominirende

Farbe aller dieser Gebäude ist weiß, und wenn auch nicht viel  
mehr als Holz, Eisen und Malt für ihren Bau verwendet  
worden ist, so würde doch großes Sonnenlicht dies jetzt schon  
bröckelnde Material scheinbar in eitel Marmor verwandeln.  
Aber der einzige Tag mit einigermaßen beständigem Sonnen-  
schein war bisher ein Sonntag, und an Sonntagen bleibt die  
Ausstellung geschlossen, — ein Beschluß, den die Commission  
sich mit 2 500 000 Dollars hat abtaufen lassen, um den sie leb-  
haft von allen Seiten angefeindet wird, und den sie gern umgehen  
möchte. Denn Chicago ist sonst keineswegs eine Stadt, worin der  
Sonntag nach englischem Muster gefeiert wird. Selbst unter dem  
trüben Chicagoer Himmel und in dem Grau, in das die mit  
Fabrikrauch gemischten Niederschläge den weißen Kalkstrich ver-  
wandelt haben, wirken diese Gebäude noch unvergleichlich im-  
posant, und der Grundriß der Ausstellung macht einem genialen  
Kopf Ehre. Da ist vor Allem die grandiose Quai-Straße, die  
sich am Ufer des Michigan-Sees entlang zieht, und die leider  
nur beeinträchtigt wird durch die beiden Molen, die man  
der Sicherheit der Schiffe wegen in dieses Meer hinauslegen  
mußte. Beeinträchtigt wird sie auch durch ein amerikanisches  
Kriegsschiff, das scheinbar fünfzig Schritt vom Ufer ankert,  
und dem man ansieht, daß es aus Pappe zusammengeleimt ist,  
— eine Spielerei, die durchaus aus dem Rahmen dieser groß-  
artigen Scenerie fällt. An diesem Quai erhebt sich die  
Industrie-Halle, ein Gebäude, das einen Raum anderthalb mal  
so groß wie das Berliner Schloß, in einer einzigen großen Wöl-  
bung überspannt, und das in seinen edeln Formen durchaus den  
Eindruck eines Palastes, nicht den einer Ausstellungshalle macht.  
Aber auch hier wieder wird der Total-Eindruck geschädigt durch  
ein in rothem Ziegelbau aufgeführtes Kaffeehaus, das vor der  
Front dieses Palastes hingestellt liegt, und dessen Inhaber den  
Schönheitsstinn der Ausstellungs-Commission mit einigen tausend  
Dollars zum Schweigen gebracht hat. An dieser Prachtstraße,  
die Front dem Meere zugewandt, liegt auch das deutsche Haus,  
der Sitz der deutschen Reichs-Commission, die auf dieser Welt-  
Ausstellung einen Triumph ohne Gleichen feiert; denn die  
deutsche Ausstellung, die bei der Eröffnung am weitesten vor-  
geschritten war, wird in ihrer Gesamt-Anordnung und in  
ihrem Detail die aller anderen Länder um ein Niesenmaß  
übertreffen; das gilt sowohl von der Industrie, wie von der  
Kunst- und von der Frauen-Ausstellung.

Der Wasserreichtum auf dem Ausstellungsplatz erregt den  
Mangel an Bäumen, der das Auge zuerst empfindlich berührt.  
Ein breiter, von Brücken überspannter schnurgerader Canal  
führt zwischen der Industrie-Halle und dem architektonisch eben-  
bürtigen Landwirtschafts-Gebäude vom Michigan-See in das  
Centrum der Ausstellung, wo er sich feierlich erweitert. Um  
das Ufer dieser Lagune, die von elektrischen Booten, vene-  
tianischen Gondeln und Tausenden von Rößen belebt ist, grup-  
piren sich die anderen Hauptgebäude der Ausstellung, deren fast  
jedes von einer imposanten Kuppel gekrönt ist. Eine weitere  
Hauptstraße führt dann noch durch die in Folge der Verschieden-  
heit ihrer Architektur ziemlich bunt wirkende Gruppe der Einzel-  
Gebäude der verschiedenen Gouvernements, und, etwas abgezweigt  
von der Ausstellung, liegen zusammengewürfelt die Speculations-  
Bauten der Midway-Plaisance, Vergnügungs-Localen, worunter  
sich nur das „deutsche Dorf“ einen einheitlichen und ernst-  
hafteren Charakter gewahrt hat. Diese ganze „Schau“, wie  
der Chicagoer, der die Welt-Ausstellung übrigens lediglich  
als eine Geschäfts-Speculation betrachtet, die Veranstaltungen  
im Jackson-Park schon jetzt nennt, trotzdem noch verhältniß-  
mäßig wenig in all diesen Gebäuden zu sehen ist, wird um-  
schlossen von Hotels und Restaurants, die wie Pilze aus der  
Erde geschossen sind. In meinen nächsten Briefen werde ich  
über die deutsche Ausstellung, die bis dahin wahrscheinlich  
fertig sein wird, näher berichten.

Rachdruck verboten.

### Bei den Fasanen.

(Siehe das Bild auf Seite 100.)

„Er ist ein dummer Vogel, gehört aber zur hohen Jagd.“ —  
Wir können es nicht ändern, allein so steht es im Brodhaus über den  
Fasan schwarz auf weiß zu lesen. Nun, wir meinen, der Fasan ist  
schön genug, um sich auch ohne den schmeichelhaften Jubel über dieses  
vernichtende Urtheil betreffs seiner geistigen Fähigkeiten beruhigen zu  
können. Ramentlich der auf unserem Bilde erscheint als ein voll-  
kommener Adonis unter den Vögeln. Er zählt zu einer prächtigen  
Art und wird uns in einem erregten Moment vorgeführt, den die  
Fasane-Henne heraufbeschworen haben wird. Vermuthlich Eifersucht.  
Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urtheilen, dürfte die Henne keines-  
wegs geneigt sein, sich stillschweigend den Joch ihres Gemahls ge-  
fallen zu lassen. Es mag wohl einen kleinen Kampf geben, bei dem  
die bunten Federn fliegen, aber wenn wir uns nicht ganz täuschen,  
wird dieser häusliche Zwist bald in ein veröhnliches Finale ausklingen.

Rachdruck verboten.

### Es war ein alter König.

(Siehe das Bild auf Seite 101.)

Es war ein alter König,  
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau;  
Der arme, alte König,  
Er nahm eine junge Frau.

Der Künstler führt hier passend im Bilde uns vor, was der  
Dichter meisterhaft sang. —

Dort an der mächtigen Mauerbrüstung, die hoch auf freilem  
Felsen über das Meer ragt, ist ihr Lieblingsplatz. Dort ist es  
einsam, dort schweift der sehnsüchtige Blick des armen Kindes im  
Hermelin in die Ferne, in das Grenzenlose, wohin sie flüchten, wo  
sie hinabtauchen möchte, um nie, nie wieder zurückzukehren nach der  
Ihr ohne Wahl angewiesenen, verhassten Stätte des Glanzes und  
in die Arme des Greises, in denen ein Fürchten und Frieren sie  
überkommt. — Aber jetzt möchte sie nicht mehr fliehen! Etwas ist  
anders geworden. — Wohl hatte sie gleich bemerkt, daß der blonde  
Ebelnabe, ein Jüngling mit leichtem Sinn, von besonders schöner  
Gestalt sei, der ihr als Page zugewiesen ward, allein sie ist in  
Büchlein erzogen worden und hat hart und theilnahmslos über ihn  
hinweg gesehen, wie über alle Anderen. So glaubt sie, und der  
Page glaubt es, und der alte König, der mit der gleichgültigen  
Haltung seiner jungen Gemahlin sehr zufrieden ist. Da fühlte

sie plötzlich eines Tages, wie die dunkeln Augen des Vagen mit einem ganz sonderbaren Ausdruck auf ihr ruhten. Zerschend erwiderte sie den Blick, aber verwirrt mußte sie die Wimpern senken, während eine glühende Röthe ihr ins Antlitz stieg. Seitdem hat der Vage oft so den Blick zu ihr emporgeschlagen, seitdem aber hat sie noch kälter über ihn weggeschaut als zuvor. Keuherlich wenigstens, drinnen freilich hämmert das junge Herz. Und daher war eben Alles anders wie früher geworden! — Der Edelknaue aber ward bleich und finster. Verhöhlen bemerkte sie, wie ein tiefer Schmerz an seiner Seele nagte. Wie hätte sie, die wußte, was es heißt, stumm zu leiden, nicht tiefstes Mitleid mit ihm empfinden sollen? Tag und Nacht dachte sie seiner. Ach Gott, es war doch nur Mitleid, nichts Schlimmes! Und endlich wagte sie es allein mit ihm nach ihrer einsamen Lieblingsstube, nach der Burgmauer über dem Klippengang, hinauszugehen, um ihn wegen seines Kummerd zu befragen.

Der Wind ließ ihren Schleier flattern, er jagte die Wolken über ihrem Haupte, und die Räden ließen sich von ihm uferwärts tragen. Dampf grüllte der Brandungs-Donner aus der Tiefe empor. Die zitternde junge Königin presste die Hand auf das pochende Herz, und langsam, langsam wandte sie zum ersten Male das Haupt nach dem Edelknaben. Da stand er, mit der Linken noch krampfhaft ihre leidende Schleppe festhaltend, die geballte Rechte auf der Brust, gramverloren nach einer herrlichen, unerreichbaren Welt jenseits des Meeres starrend, wie sie es sonst zu thun pflegte.

Und da geschah es, durch diese einzige verhängnißvolle Kopfwendung geschah es, daß ihre Blicke sich abermals fanden, und dieses Mal unlöslig! Das in gluthheißer Leidenschaft entbrannte Jünglingsherz durchbrach jede Schranke, und das nach Liebe sich verzehrende blutjunge Weib vergaß, daß sie Königin, daß sie die Ehefrau eines Anderen sei, vergaß Alles, Alles! — Und Wind und Wellen klagten, als wüßten sie schon das traurige Ende und dürften doch die armen unbesonnen Menschenkinder nicht warnen.

„Sie mußten Beide sterben,  
Sie hatten sich viel zu lieb.“



Glasirte Schüsseln. Mit Radirungen von Luise Menzel.

Nachdruck verboten.

### Radirungen auf glasierten Schüsseln.

Von Luise Menzel.  
(Mit zwei Abbildungen.)

Der Gedanke an eine des Brennens bedürftige Malerei ist untrennbar mit der Vorstellung von Reiben, Plagen und Springen verbunden, und dies ist der Hauptgrund, der Künstlerinnen wie begabte Dilettantinnen abhält, Studium und Thätigkeit dieser hochinteressanten und dankbaren Technik zuzuwenden. Selbstverständlich hat man stets mit zerbrechlichen Gegenständen zu thun, denn alle Geschirre, Gefäße, Fliesen oder Bilder, die zum Einbrennen be- oder gemalt werden, sind Steinzeug (Porzellan), Erdenware (Majolika, Terracotta, Fayence) oder Glas, mit Ausnahme der echten Email-Malerei, die auf Kupfer oder Edelmetallen ausgeführt wird.

Die Unglücksfälle aber, die durch das Brennen der Malerei selbst geschehen, lassen sich nach kurzer Uebung und bei vorsichtiger Behandlung auf ein sehr kleines Maß beschränken und meist durch geeignetes Uebermalen in einem zweiten Feuer wieder gut machen.

Jedenfalls belohnt die keramische Malerei stets reichlich alle darauf verwendete Mühe, denn die Schönheit, Tiefe und Leuchtkraft der Farben ist unvergänglich und läßt sich durch keine noch so geschickt ausgeklügelten Surrogate nachahmen, deren Herstellung meist dieselbe Zeitdauer in Anspruch nimmt, wie die echte Malerei.

Aber trotz des Vorhergesagten kann ich die Schwierigkeiten der keramischen Techniken nicht wegleugnen, und dies war der Grund, weshalb ich vor Jahren das Radiren von glasierten Majolikafarben oder Porzellanen im Atelier eingeführt habe, das auch den in der Malerei minder Geschulten ermöglicht, sich Schüsseln, Fliesen, Kacheln, ja selbst Hohlgefäße keramisch zu decoriren, wenn auch nur Ton in Ton. Wählt man Majolika, so ist immer die gelblich glasierte Schüssel der weißen vorzuziehen, weil alle Töne weicher darauf stehen, und die ganz leicht herausradirten Stellen vornehmer auf diesem gelblichen Grunde wirken. — Zuerst macht man sich von dem Vorbilde eine gute Pause; will man diese öfter benutzen, ist Pausenleinwand vorzuziehen, da Pausen-Papier, besonders bei hohlen Flächen, leicht reißt. Hat man die Pause richtig befestigt — entweder mit Wachs an den Seiten oder mit gummirten Papierstücken, auch durch Feststecken der überhängenden Ecken, so schiebt man das vorher abgeriebene Graphit-Papier unter, und drückt die Zeichnung mit der Pausen-Nadel correct durch.

Die zur Aufzeichnung nöthige Farbe präparirt man schon Tags vorher, da nur eine gut durchgeriebene, mit Dicksal angemischte Farbe, sich leicht und angenehm aufzeichnen läßt.

Man nimmt aus den Farben für Glasmalerei das sogenannte Glaschwarz zu zwei Theilen und ein Theil Eisenroth, auch Ziegelroth genannt, befeuchtet es mit bestem Terpentin-Öel, reibt zehn Minuten tüchtig mit dem Glasläufer auf der rauhen Seite einer mattirten Glasplatte, nimmt dazwischen häufig den Rand der Farbe mit dem Glasläufer nach der Mitte, setzt einen guten Theil Dicksal dazu, reibt nochmals fünf Minuten, nimmt die Farbe auf eine kleine Fläche zusammen, und bedeckt sie jetzt, wie auch später, während des Malens zum Schutze gegen Staub, der der größte Feind aller keramischen Malerei ist, mit einem Glase. Schon am gleichen Tage, da man die Farbe anreibt, vermischt man sie, indem man auf einem Probefcherben die Contour zeichnet, um zu sehen, ob sie zu fett oder zu mager ist; das Letztere ist der Fall, wenn gleich nach dem Zeichnen die Farbe stumpf wird und einschlägt; dann fehlt ihr noch Dicksal oder Zacksal.

Dickt die Farbe über Nacht oder während der Arbeit ein, so wird sie durch Terpentin dünnflüssiger gemacht.

Ehe man des anderen Tages das eigentliche Zeichnen auf dem Teller beginnt, prüft man die Contouren des Probefcherbens auf ihre Haltbarkeit, d. h. man streicht mit einem in Wasser getauchten weichen Pinsel wiederholt darüber hin und her, um zu sehen, ob die Linien fest und fett genug sind, daß sie sich bei dieser Manipulation nicht verwischen, da sie diese aushalten müssen, wenn man später den Radir-Grund in Wasserfarbe darüber malt.

Eine correcte Zeichnung ist immer gut, doch hier ganz besonders erforderlich; hauptsächlich ist zu beachten, daß die Linien nach der Lichtseite feiner, auf der Schattenseite kräftiger und breiter werden; denn eine flauere Aufzeichnung mit sanddünnen Linien würde die Sache von vornherein verderben.

An guten Vorbildern, wie z. B. schönen alten Holzschnitten, ist das Meiste zu lernen; diese sehen in unserer reproductionsreichen Zeit den sich dafür Interessirenden wohl überall zu Gebote. Selbstverständlich kann man die Contouren mit dem Pinsel

oder der Feder machen; ich benutze fast ausschließlich die Reißfeder, sehe sie aber anderweitig zu meiner Verwunderung höchst selten angewendet. Jede Pinsel-Contour verlangt fast zwei Mal soviel Zeit, und die mit einer Schreibfeder doppelt soviel als die mit der Reißfeder gezogene. Die Federparnis liegt zunächst darin, daß man durch Drehen und Wenden der Feder, durch spitz und breit führen im Stande ist, die verschiedensten Stärkegrade zu erzielen, und daß man das häufige Eintauchen in die Farbe erspart, da man sie füllt und bei gut präparirter Farbe bis zum letzten Tropfen ausschreibt. Ist sie ausgeschrieben, taucht man sie jedes Mal in Terpentin, reinigt sie mit einem kleinen, nicht fasernden Mallappchen gründlich, und füllt sie auf's Neue mittelst einer Messerspitze, die man ebenfalls nach jedesmaligem Gebrauch abwischt; denn selbstverständlich verhindern mitgeführte alte Farbreize oder Stoffasern die frische Farbe am Ausfließen. Nur durch solch kleine Reinlichkeits-Unterlassungs-Sünden oder zu dickflüssige Farbe können sich anfangs beim Reißfeder-Zeichnen Unannehmlichkeiten ergeben.

Ist es nöthig, an der Contour zur Verbesserung zu radiren, so muß man warten, bis sie trocken ist. Hieraus entfernt man Staub wie Farbkümel durch Abfegen mit einem weichen Pinsel, nimmt dann von derselben Contour-Farbe, taucht je nach Bedarf in die verschiedenen, in kleinen Näpfschen enthaltenen Malmittel, d. h. in Dicksal, Terpentin und etwas Vellendöl, schafft sich so einen weichen malbaren Ton, und modellirt die Zeichnung in ihren Schattenpartien durch, indem man, wie beim Porzellan-Malen, Raß in Raß kräftiger in die weichen Töne malt. Wo der Local-Ton stehen soll, den hier der Radir-Grund bildet, läßt man die Fläche von jeder Uelshattirung frei.

Nun fertigt man sich sein Radir-Zeug aus einer Radir-Nadel, einem Hölzchen, und verschiedenartig zugerichteten Pinseln. Man nimmt einige runde sowohl wie flache Borstpinsel (Delmalerei-Pinsel), schneidet sie kürzer, sengt sie über einem Licht ab, indem man schnell über die Flamme fährt und dazwischen immer wieder das Abgefengte auf dem Wimsstein wegschleift. Jetzt präparirt man die Wasserfarbe für den Radir-Grund, reibt auf einer ziemlich großen mattirten Glasplatte zwei Theile Glaschwarz mit einem Theil Eisenroth, dem man  $\frac{1}{10}$  vom Ganzen Glasfluß Nr. 1 beifügt, setzt nach längerem tüchtigem Reiben einige Tropfen Gummi zu, und vermischt dann auf dem schon mit der Probe-Contour versehenen Fcherben mit dem neu gefertigten Radir-Zeug den aufgetragenen Ton auf seine zu große Weichheit oder Härte, von welchen Gegenständen er sich gleichmäßig entfernt in der Mitte halten muß, um sich angenehm herauszutupfen und einen künstlerisch guten Eindruck zu machen.

Die gut präparirte Wasserfarbe streicht man gleichmäßig über die ganze Fläche, wozu man sich eines möglichst großen weichenhaarigen Farn-Pinsels bedient; hierauf verreibt man diesen Ton mit einem Zackshaar-, oder sonstigen großen weichen Pinsel.

Glückt das nicht gleich, so geht man mit dem wasserhaltigen

Pinsel ruhig in denselben Farben-Aufftrag der zu decorirenden Schüssel wieder hinein, feuchtet ihn an, streicht ihn wieder gleichmäßig und vertreibt ihn auf's Neue, bis eine gute Fläche gelungen. Etwas vortig sind diese Töne meist, wegen der gewölbten Fläche einestheils, und der gemischten Farbe andererseits, doch erhöht dies den Reiz einer solchen Radirung erheblich.

Ehe nun die letzte, abschließende Arbeit des Radirens beginnt, wird der Vorsicht halber, da wir es mit einer Staub- und Wasserfarbe zu thun haben, die sich wegwischt, der Hintergrund mit einer verdünnten Dicksal-Mischung leicht überstrichen. Erst wenn dieser Ueberzug getrocknet ist, kann mit dem Radiren begonnen werden, sonst würde der abfallende Farbstaub an der fetten Fläche haften bleiben und Flecke geben.

Jetzt fängt der leicht geführte Radir-Pinsel an, die Halblichter in weichen, duftigen Tönen herauszuholen, wobei man von dem Radir-Grund noch einen Theil sehen läßt. Dann verstärkt man die Lichttöne, wo es nöthig, nimmt also etwas mehr fort. Nur auf wohlberechneten, höchsten Lichtstellen läßt man, charakteristisch mit dem Hölzchen zeichnend, den klaren Majolika-Grund durchsehen, während die Kadel nur zum Ausbessern der Töne, das heißt zum Entfernen von an falscher Stelle stehen gebliebenen Dunkelheiten verwendet wird. Jedenfalls ist es rathsam, diese ganze Reihenfolge der Lichtstärkung in der Radirung auf dem Probefcherben zu versuchen. Ein guter flacher Radirer muß weiche schraffierte Lichtflächen herausnehmen, und der runde beim Abstumpfen der Farbe weiche Töne hervorbringen.

Die Arbeit wäre beendet. Beim Transport zum Brenner legt man vorsichtshalber ein Brettchen oder eine Pappe über die Schüssel, damit Nichts verwischt wird.

Das Feuer eines Ofens für Glas- oder Hohlglas-Brennerei genügt vollständig für diese Technik, da die Glasfarbe sich leicht mit der Majolika-Glasur verbindet und schön blank ausbrennt, ohne des stärkeren Porzellan-Feuers zu bedürfen.

Das Verfahren, sowie die malerische Behandlung sind auf Porzellan genau dieselben wie auf Majolika, nur daß man hier mit Porzellan-Farben arbeitet, die man auf ihren Glanz nach dem Feuer auszuprobieren hat, und bei matten Stellen und ungenügendem Glanz eventuell zu der Farbe etwas General-Fluß zusetzt.

Natürlich kann man solche Radirungen in allen wünschenswerthen Farbönen herstellen, indem man dem Schwarz je nach Belieben Braun, Roth, Grün oder Blau zusetzt.

Fast ausnahmslos ist diese Arbeit mit einem Feuer fertig. Doch läßt sich selbstverständlich, wenn es nöthig, mit dem wohlaufbewahrten, in Del angemischten Schattir- und Contour-Ton die plastische Wirkung durch Uebermalen der Schatten erhöhen. Dann bedürfte der Gegenstand freilich eines zweiten Feuers.

## Redaktions-Post.

**Treue Abonnentin, Cosel.** — Die geeignetsten Methoden für Beschäftigung und spielende Belehrung der Kinder dürften sich noch immer in den Fröbel'schen Lehrbüchern finden, die mehrfach bearbeitet worden sind. Ihren Zwecken entsprechen am besten Seidel, Handbuch der Fröbel'schen Beschäftigungs-Spiele, und Köhler, Praxis des Kindergarten. Beide Werke sind bei G. Böhlau in Weimar erschienen.

**A. D., Hamburg.** — Die den gefälligen Besuche der beiden Geschlechter regelnden Anstands-Vorschriften lassen sich fast alle auf den conventioneellen Grundsat zurückführen, daß das Entgegenkommen stets von der männlichen Seite auszugehen muß. So wird sich denn Ihre Anfrage, ob eine Dame einen Herrn zuerst grüßen dürfe, generell verneinen lassen. Aber keine Regel ohne Ausnahme! So ist es sicher selbstverständlich, daß die Wirthin dem geladenen Gaste begrüßend entgegengeht. Es wird auch Niemand einen Vorstoß gegen die Etikette darin sehen, wenn ein junges Mädchen einem alten Herrn zuerst zum Gruße die Hand entgegenstreckt. Die von Ihnen erwähnte englische Sitte beruht auf einem Mißverständnis. Auch jenseits des Canals grüßt nicht die Dame zuerst, sie deutet nur durch ein Nicken, durch eine leichte Kopfneigung an, daß sie bereit ist, den Gruß des ihr Begegnenden Herrn entgegen zu nehmen. Eine bekannte Dame auf der Straße anzusprechen, gilt auch in England als eine Tactlosigkeit.

**D. V., Königsberg.** — Die Unstille, sich gegenseitig in der Art der materiellen Bewirthung überbieten zu wollen, ist leider eine deutliche Eigenthümlichkeit. Weder in England noch in Frankreich kennt man diesen „edlen“ Wettstreit, durch den die wirkliche Geselligkeit im besseren Sinne eher geschädigt, als gefördert wird. Das Bekannthalten großer Diners mit unendlichen Venus im eigenen Hause zählt in England zu den Ausnahmen. Der five o'clock tea und die at home's, d. h. der eine Wochentag, an dem die Hausfrau vegetarisch empfängt, genügen für den Durchschnitts-Besuch und bieten mehr Gelegenheit zur Unterhaltung, als große Diners und Soupers. Mit dem Grade der nationalen Gastlichkeit hat die Kostbarkeit und Mannigfaltigkeit der Speisen und Getränke überhauptrichts zu thun. Bei solcher Orientirung wird weniger an das Anmalen der Geladenen als an die Selbstverherrlichung der Waden gedacht.

**Frau A. P., Strahburg.** — Die Sorge, der Sie Ausdruck geben, daß die Gesundheit der heranwachsenden weiblichen Jugend unter den gesteigerten geistigen Anforderungen leiden möchte, beschäftigt die Fachmänner seit langer Zeit. Auch auf der dreizehnten Hauptversammlung des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen in Kiel kam diese Frage zur Sprache, und Sie gelangte zu einer Reihe beherzigenswerther Rathschläge. Die Schullehrinnen der höheren Mädchenschulen sind körperlich nicht nur gegenüber den Knaben, sondern auch den Schullehrinnen der Volksschulen im Nachtheil; sie dürfen nicht wie diese nach Herzenslust auf der Straße sich tummeln, laufen und springen; sein sitzhaft müssen sie einher wandeln. Da hat die Schule die Pflicht, einzugreifen und hygienische Maßregeln zu treffen. Als solche Maßregeln werden bezeichnet 1) Verkürzung der Lehrstunden; es ist nach der Erfahrung von Pädagogen Thatsache, daß beispielsweise in sechs halben Wochen oder Religionsstunden dasselbe Ergebnis erzielt worden, wie in vier ganzen Stunden; 2) Einföhrung der Stellschrift, um Rückgrat-Verkrümmungen vorzubeugen, die bei Mädchen mit ihrem zarteren Körperbau häufiger vorkommen als bei Knaben; 3) Anstellung von Schulärzten, die jedoch niemals eigenmächtige Anordnungen treffen dürfen, sondern stets mit dem Anstaltsleiter, dem sie unterstellt sind, vorher Rücksprache zu nehmen haben; 4) Vorbildung der akademisch und seminarisch gebildeten Lehrerinnen in der Hygiene und Aufnahme der Grundzüge der Gesundheitspflege unter besonderer Berücksichtigung des weiblichen Berufes in den naturwissenschaftlichen Unterricht der höheren Mädchenschule.